Lehrbuch
des
Deutschen Styles
nach
einem neuen und einfachen Systeme
entworfen.

Zum
Gebrauche in Gymnasien.

Zweyte Abtheilung.

München,
bey Joseph Lindauer.
1818.

Besondere Theorie.

§. 36.

Nebst den allgemeinen Eigenschaften, welche dem Styl überhaupt nach nothwendigen Bestimmungen zustehen (§. 6.) ergeben sich noch besondere Eigenheiten, welche jeder Schreibart unter zufälligen Bedingungen und Beschränkungen zukommen, je nachdem nähmlich der Gegenstand der Vorstellung, der Zustand der Vorstellungskraft, endlich der Standpunct, unter welchem die Vorstellung auf die Vorstellungskraft bezogen wird, von verschiedener Art sind. *)

Diese Eigenthümlichkeit der Schreibart, vermöge welcher sie den angezeigten objectiven und subjectiven

*) Populär d. h. der jugendlichen Fassungskraft mehr zusagend, aber dem wissenschaftlichen Begriffe minder genügend, ist die Erklärung und Eintheilung der Modalität: nach dem Inhalte der Rede, nach der Absicht des Redners, endlich nach dem Bildungsgrade des Lesers oder Zuhörers.

Bedingnissen mit gleichmäßiger wechselseitiger Beschränkung entspricht, nennen wir Eleganz (Angemessenheit).

*) Der Begriff „Eleganz" würde wenigern Mißdeutungen ausgesetzt seyn, wenn nur das Wort nach seiner ursprünglichen (etymologischen) Bedeutung genommen würde. Elegans (von eligere, legere) heißt ursprünglich dasjenige, was auserlesen, ausgewählt, mit Geschmack vor- und dargestellt ist. Dem Eleganten ist also nicht (wie einige dafür halten) das Einfache und Natürliche entgegengesetzt, sondern einerseits das Nachlässige, das Niedrige, Pöbelhafte, Triviale, — anderseits das Gezierte, das Gezwungene, Ueberladene, Erkünstelte. Folgende Stelle z. B. ist in einer nachlässigen Schreibart abgefaßt: „Die Natur schlägt im Schreiben eine beliebte Kürze und Einfalt vor; sie faßt die Frucht an, reif ißt sie sie vom Baum. Die Kunst hat diesen Weg erweitert, und (bald hätt' ich gesagt) verschönert; es kommt auf den Geschmack an. Die schönsten Früchte von der Spitze des Baumes, welche die Hand nicht ohne Verlängerungsstange reichen konnte (der Mund kann gar nicht heran) werden ausgewählt, auf porcellane Teller gelegt, mit Blumen und Blättern, die vor unsern Augen den Geist aufgeben, geschmückt, und so auf eine mit Spiegelglas und Puppen gezierte Tafel gesetzt. Ja, weil manche Gäste das Obst aus der Hand des lieben Gottes

nicht vertragen können (denen es Blähungen macht), so werden sie ihnen überzuckert und candisirt, und Mumien im egyptischen Sinne daraus gesotten. Pfefferkuchen sind ihnen besser als Honig u. s. w." — Folgende Stelle dagegen „über die eigenen Nahmen der Teutschen" hat zu viel Geziertes, Erkünsteltes; sie affectirt gleichsam einen grandiosen Gang auf einem Gemeinplatze: „Wirket es folgenreich im thätigen Leben, wenn den kräftigen Mann, wie den kühnen Erde = Umsegler, ein ewiges Gestirn, so auch — ein leuchtendes Hochbild getreulich begleitet, nach dem er allje, wo er noch war oder wandelte, den Lauf zum Rechten und Großen berichtige: so wirket es kräftiger noch, wenn der eigene Name, der von den gleichartigen Wesen uns alle genauest unterscheidet, womit Freund und Trauter, so wie Feind und Spötter, jeall uns grüßen, einem Weisen und Helden in uns rufen, oder, einem Feiglinge und Thoren. Der edle Glanzname erhebet, gleich den durchströmenden Sonnengedanken, deinen Blick doch immer über des Alltages Niedrigkeiten, zum Göttlichen hin, den mitlebenden Wesen aller noch liebenahes Vertrauen, glaubenvolles Erwarten, oder auch Achtung lebendiglich zuflammend: der Dunkele und Gehaltlose läßt Deinen Blick oft niedersinken zur edelen Gemeinheit, die Mitwesen immer vertrauend dir zuleitend; indessen der Unedele, etwa mit Mißsinn, oder mit Unthat

Befleckete, ja vielleicht vom Unglück Begleitete, die Menschen alle, die des Führers bedürfen, dir unrückhaltbar entscheuchet — — —"

**) Das Verhältniß der Correctheit zur Eleganz (in theoretischer und practischer Hinsicht) läßt sich folgender Maßen andeuten: Die Correctheit ist Sache des Verstandes, die Eleganz Sache des Geschmackes; jene beruhet auf nothwendigen, diese auf bedingten Gründen; die erstere kann daher nach Regeln gelehrt, die andere aber muß in Mustern gleichsam nachempfunden werden; in Ansehung der Correctheit ist die Theorie Gesetzgeberinn, in Ansehung der Eleganz aber nur Richterinn; das Correcte kann, als an sich edel und gut, anbefohlen, das Elegante aber, als bloß bequem und zuträglich, angerathen werden; Correctheit ist für den Schriftsteller Pflicht, Eleganz — Verdienst u. s. w. — Correct ist z. B. folgender Satz: „Ahme nicht die leidige Unart mancher Menschen nach, welche bey jeder Gelegenheit ihre Meinungen, Ansichten und Begegnisse mit sichtbarem Streben, sich bemerkbar zu machen, andern vorhalten und aufdringen, und sich dadurch in den Verdacht einer niedrigen Gesinnung, wenigstens eines übertriebenen Egoismus setzen." Elegant d. h. dem Inhalte angemessen, minder steif und doch verständlich: „Sprich nicht zu viel von dir in der ersten Person. Es gibt Leute, die beynahe nichts anders zu reden wissen, als: Ich

pflege es so zu halten — ich habe das und das gethan — ich muß es besser wissen u. s. w. Diese pflegt man, gelinde gesprochen, wenigstens für übertriebene Selbstsüchtler zu halten. — " Correct, — dem Verstande genügend: „Wenn uns ein bedeutendes Glück oder Unglück erwartet, so regen sich in uns gewisse Ahndungen, welche unsre Fassung in Freude wie in Schmerz vorbereiten und befestigen sollen." Elegant — zugleich dem Gefühle zusagend: „Wie den Geistern im Schakspear gewöhnlich eine vorbereitende Musik vorangeht, so erheben sich auch in unserm Herzen einzelne musikalische Anklänge, wenn uns ein bedeutendes Glück oder Unglück erwartet, — Töne, die uns zur Harmonie leiten sollen in Freude wie in Schmerz." (Fr. Horn). In jener ersten Stelle begnügte sich die Eleganz, wegen des einfachen Inhalts, auch mit dem einfachsten, natürlichsten Ausdrucke; in dieser verlangte sie, wegen des Gefühls, das mit der Ahndung zusammenhängt, sogar bildliche, sanft-rührende Formen. — Dieses So oder Anders, dieses Minder oder Mehr zu bestimmen, worin sich der elegante Styl von dem bloß correcten unterscheidet, ist aber (wie gesagt) lediglich Sache des Geschmackes; und diese ästhetische Urtheilskraft über das, was sich ziemt oder nicht ziemt, kann sich nur dadurch bilden, daß sie an Mustern das Schöne aufsucht, da hingegen der

Verstand aus Regeln das Richtige ableitet.

***) Hienach läßt sich denn auch die Methode bestimmen, wonach die Theorie und Praxis in diesem Theile verfahren soll. Die erstere muß allerdings einige Lehnsätze aus der formalen Philosophie anführen, um mit einiger Gründlichkeit zu Werke zu gehen; sie kann sie aber wohl nicht als Lehrsätze selbst durchführen, ohne auf Verständlichkeit (für Gymnasiasten nähmlich) gänzlich Verzicht zu leisten. Sie wird daher ihre Lemmata bloß als Orientirungs-Puncte hinstellen, wonach Lehrer und Schüler in ihren stylistischen Excursen sich gemeinschaftlich richten, und wo sie sich zu jeder Zeit wieder leicht und sicher begegnen können. Die Praxis dagegen wird immer und überall auf diese Sätze hinweisen; sie wird von diesen Gesichtspuncten aus das literarische Feld überschauen, nach diesen Gesichtspuncten hin ihre Wanderungen bestimmen und einlenken. Was also die Theorie als Lehre postulirt hat, das wird die Praxis in der Folge am Beyspiele demonstriren. Nur auf diese Art kann die Stylistik (was der Sprachunterricht überhaupt seyn soll) zur formalen Philosophie werden; und eine solche populäre und propädeutische Philosophie unterscheidet sich von der eigentlichen und scientivischen nur darin, daß jene das in Worten (und in Bruchstücken) nachweiset, was diese in Begriffen systematisch aufstellet.

§. 37.

Nach dem Gegenstande der Vorstellung wird die Schreibart eingetheilt: in die historische (Darstellung sinnlicher Anschauungen), in die didaktische (Darstellung der Begriffe), endlich in die philosophische (Darstellung der Ideen). *)

1) Die historische Schreibart begnügt sich mit dem einfachsten, natürlichsten Ausdrucke. Z. B. **) Der fruchtbare Johannisbeerbusch ist mein liebster Strauch auf der weiten Erde. Er war das Erste, was ich je pflanzte, das Erste, was dem Kinde gerieth;

---

*) Durch die Historie (als eine Erzählung oder Beschreibung sinnlicher Wahrnehmungen) erhalten wir z. B. eine Anschauung von Sokrates; durch die Moral (wie fern ihre Lehren Abstractionen des Verstandes sind) — den Begriff eines Weisen; durch die Philosophie (als Vernunftwissenschaft) — die Idee von Weisheit. (Man vergleiche übrigens §. 39.)

**) Die Beyspiele sind aus „Ernst Wagner's historischen ABC" entnommen; einem Werklein, das sich (außer andern Vorzügen) besonders auch durch die Verschiedenartigkeit des Charakters in den einzelnen, kurzen und doch abgeschlossenen Artikeln, zu einem practischen Lehrbuch der Schreibarten vorzüglich eignet. Diese Muster mögen nebenbey zum Beweise dienen, wie Einer und derselbe Redner seine Vor- und Darstellungsart nach Umständen verschiedentlich modificiren könne und — müsse, wenn er anders den Nahmen eines geschmackvollen, eleganten Schriftstellers verdienen will.

auch ist er das Erste, was man im Jahre pflanzt, er geräth am leichtesten, trägt bald und fast alljährlich Früchte, und die Aernte von ihm ist eine der frühesten. Daher werden wohl sehr viele Menschen diese Freude mit mir theilen. — Es war stets meine erste Gartenlust, daß ich schon im Februar oder März, so bald der Schnee verschwunden, und der hübsche gelbe Rasen durchgethauet war, alle Stellen, wo noch irgend ein Johannisbeerbusch stehen konnte, mit den schönsten Stecklingen bepflanzte, die alten verdorbenen durch neue ersetzte, und dabey oft mit Entzücken den mir so wohl schmeckenden ersten Saft des Jahres aus dem grünen Holze der abgeschnittenen Zweige sog. — Auch junge Blutnußhecken pflanzte ich stets um diese Zeit, und liebte sie sehr wegen des herrlichen Purpurblümchens an der Knospe. — Diese ersten Gartenstunden waren unstreitig die schönsten und zartesten. *) — O ihr lieblichen Fruchtstrauchwäldchen meiner Kindheit! ihr waret groß genug, dem Kinde Schatten zu geben! Warum seyd ihr von der Erde verschwunden! warum könnt ihr nicht auch mein niedriges Grab nun so sanft überschatten, wie damahls meine Sommerstunden!

2) Die didaktische Schreibart verlangt überhaupt einen regelmäßigen Ausdruck. Z. B. Feines

---

*) Hier verändert sich, bey dem Uebergange des ruhigen Zustandes in den bewegten, die Vorstellungsart, folglich auch die Darstellungsweise.

Betragen wird jetzt allmählig immer seltener gefunden, je mehr der Satz „daß dasselbe jeder Trefflichkeit und Tugend erst den rechten Werth und die leichteste Möglichkeit zum Geltend machen und zur Ausübung gibt" von den Erziehern mißkannt und vernachlässiget wird. Man sagt den Kindern nur: *) Ihr sollt gute Menschen werden, und so und so müßt ihr es anstellen. Aber kein Mensch sagt ihnen: „Ihr müßt den Leuten mit eurem Gespräche nie auf den Leib rücken, oder ihnen ins Gesicht reden, damit ihr nicht einmahl nüchtern, oder gar mit riechendem Athem dasselbe thut, und euch dadurch bey Jedermann unleidlich macht." — Was hilft denn alles Seyn, ja, wie wäre es möglich, wenn es sich nicht im Betragen ausdrückte? (Dabey fällt mir ein, daß ich neulich einen klugen phlegmatischen Knaben fragen hörte: „Nicht wahr, Herr Hofmeister — wenn ich auch nicht viel weiß und kann — wenn ich nur tugendhaft bin)" — — — Das Schlimmste bey allen solchen Dingen ist, daß nachher die Welt, die fremde Gesellschaft, sie zu rügen unterläßt, weil eine solche Rüge für beyde Theile höchst unbequem ist, und von der einen Seite meistens nicht wohl und vollständig gegeben, von der andern aber immer vollständig übel genommen wird. Es gehört ein eigenes Talent dazu,

---

*) Hier verändert sich der subjective Standpunct; die Sprache läßt sich zur kindlichen Vorstellungsweise herab.

um hier eine vertrauliche Ansinnung zu wagen, besonders gegen Frauen, die nicht ausgemacht reitzend sind. — Wüßte nur Jedermann das, was ihm Gott an Körper und Geist verliehen hat, auf die gemäßeste und bequemste Art zu gebrauchen, es in Ordnung und zu Rath zu halten, das Rechte damit zu machen — um wie viel angenehmer würde unser gesellschaftliches Leben seyn!

3) Die philosophische Schreibart endlich erfordert endlich einen erhabenen, künstlichen Ausdruck. Z. B. Ewigkeit der Kunst. Ich glaube fest an sie, selbst in der Zeit (obgleich Ludwig Tieck diese hier für einen zu groben Stoff hält); denn ich habe bey der Kunst von jeher das Daseyn einer Art von Seelenwanderung gefühlt. Die Zeit kann allerdings ein Kunstwerk verschlingen, und verschlingt es oft, aber nicht seinen Geist; die Kunsterscheinung müßte denn in einer menschenleeren Oede aufblühen und vergehen. Der Geist zieht, unabhängig von fernerm Anschaun, von Tradition u. s. w., mächtig und ewig durch die Geister fort. Das Kunstwerk, indem es vollendet dasteht, wird dadurch ewig, daß es das menschliche Gemüth oder die Geister ergreift; und die Spur dieses seines wirklichen Daseyns kann nun nicht wieder verloren gehen; der Weltgeist, der Gott, der es entstehen ließ, bewahrt es nun auch im Menschengeschlechte, und läßt es irgendwo von neuem aufkeimen, ansprechen, anschauen; so wie überhaupt eigentlich von allem, was vollendet da war, auch Spuren in der Zeit zurück bleiben müssen.

§. 38.

Nach dem Zustande der Vorstellungskraft *) theilen wir die Schreibart ein: in die prosaische (Darstellung der Gedanken) in die poetische (Darstellung der Gebilde), endlich in die ästhetische (Darstellung der Gefühle).

1) Der Charakter der prosaischen Schreibart **) ist überhaupt Klarheit (Licht). Z. B. Lob. Hüthe

---

*) Die Vorstellungskraft (die Seele) wirkt entweder im Zustande der Betrachtung, als Denkkraft (Verstand), oder im Zustande der Beschauung, als Einbildungskraft (Phantasie) oder endlich im Zustande der Empfindung, als Gefühlskraft. So kann z. B. der Werth der Tugend gedacht, oder ihre Schönheit angeschaut, oder ihre Würde, Kraft und Milde empfunden werden.

**) In der prosaischen Schreibart, so wie in der didaktischen (§. 37.) und in der scholastischen (§. 39.) erkennen wir keine andere, als den correcten Styl, wovon bereits die allgemeine Theorie gehandelt hat. Wenn diese Eigenschaft des Styls hier als eine Eigenheit der Schreibart nochmahl berührt wird; geschieht es auch besonders in der Absicht, um das Verhältniß der Eleganz zur Correctheit unter allen Beziehungen herzustellen. Indem sie so fern als Mittelart gilt, woran die übrigen Schreibarten verglichen werden können; so ergibt sich hieraus für Theorie und Praxis eine leichte und sichere Methode, das Besondere unter das Allgemeine zu stellen, und das Allgemeine in das Besondere aufzulösen.

dich, die Menschen eher zu loben, als du weißt, daß sie dein Lob unstreitig verdienen. Denn unversehends triffst du einmahl mit mehrern derselben, oder gar mit allen, die du in deinem Kreise gelobt hast, öffentlich beysammen; die Gesellschaft verlangte in deinem Urtheile gemäßes Betragen; jeder der Gelobten fordert laute oder stillschweigende Bestätigung; jedes Gemüth will dich nun zur Rechenschaft ziehen; und wenn du dann mit Vorurtheil geurtheilt hast, so wirst du die Besten kränken, oder die Geringsten beleidigen, und in große Noth gerathen. — Uebrigens bin ich sehr oft beym Lobe Anderer besorgt, und bey ihrem Tadel ganz unbekümmert gewesen. Mein Gewissen war mir fast immer der liebste und sicherste Richter. Auch haben Gedanken, wie nachfolgende, stets zu meinen gewöhnlichen gehört: „Was diesen Menschen in jenen Menschen oder ihren Werken gefällt, das gefällt mir gerade nicht, und deßhalb möchte ich sie durchaus nicht loben, wiewohl die Beurtheiler darin allerdings Recht haben, daß es herrliche Menschen oder Werke sind.“ Ferner: „Jener Mensch oder sein Werk ist höchst erbärmlich — aber eurer Gründe und Ausstellungen wegen wahrlich nicht! denn gerade die gereichen ihm noch zur größten und einzigen Ehre“ u. s. w. — Dergleichen Gedanken, so ärgerlich sie mich auf die Menschen machten, haben sich mir — o Gott! in manchen Zeiten alltäglich aufgedrängt; Und — wer wird nicht von ihnen geplagt?

2) Der Charakter der poetischen Schreibart *) ist Anschaulichkeit (Farbe). Z. B. Freundschaft. Oft schien mir der Freundschaft Silberborn reiner und himmlischer zu rinnen als der heißsprudelnde Quell der Liebe. „Denn dort, sprach ich, wagt der Mensch sein Blut, sein Leben, und ihm winkt zum Lohne fast stets ein ewiger Frieden der Seele; doch hier — o wie oft wagt nicht selbst der Beste seine Seele für die Wonne zeitlicher Lust!" — Aber wenn ich dann wieder die heiligen Abgründe der Liebe zu messen strebte, wenn ich, entzündet von der Religion, zu den Sternen aufschaute — wo blieb da die Freundschaft? — Freundschaft ist gut, Liebe ist schön; jene vergleiche ich der Rechtlichkeit, diese der Tugend; der Freundschaft Grenzen umgiebt die Liebe, aber die Grenze der Liebe heißt Unendlichkeit; Freundschaft ist Prosa, Liebe Poesie; Freundschaft ist eine Göttinn, Liebe ein Gott; ja die Liebe beugt sich unter kein Geschlecht, sie ist das große allein thätige Neutrum, das All, dem alles Daseyn folgt, dem kein Mund noch Griffel einen andern Nahmen geben soll, als — Liebe.

---

*) Man glaube aber nicht, daß derjenige schon ein Dichter sey, welcher irgend einen Satz poetisch einkleiden kann; so wenig als daß derjenige schon ein Philosoph sey, welcher etwa einen Satz in idealer Form darzustellen vermag — — obwohl freylich auch schon in manchem Gleichnisse die Anlage zu einem Gedichte, so wie in mancher Definition die Anlage zu einer Philosophie verborgen liegt.

3) Der Charakter der ästhetischen Schreibart *) ist Lebhaftigkeit (Wärme). Z. B. Liebe —

---

*) Einige Stylistiker wollen nur eine Prosa, als Gedankensprache, und eine Poesie, als Gefühlssprache, annehmen; die Bildersprache dagegen betrachten sie nur als ein zufälliges Mittel zur deutlichern und kräftigern Bezeichnung der Gedanken und Gefühle. Ohne uns hierüber in Wortstreit einzulassen, bemerken wir bloß: daß das, was in der Theorie als getrennt dargestellt wird, in der Praxis meistens als verbunden erscheint. So fließen nicht nur Bild und Gefühl gern und oft in Eines zusammen, sondern auch Bild und Begriff; wie wir denn auch (um ein Gleichniß zu gebrauchen) im Sonnenstrahle zugleich Licht, Farbe und Wärme wahrnehmen. Ja, das vollkommenste Kunstwerk ist gerade dasjenige, wo alle drey Vorstellungskräfte zugleich angeregt und befriediget werden; wie z. B. im folgenden Beyspiele, welches schon deßhalb zu den besten Mustern gezählt zu werden verdient: „Wenn Ihr eine echte poetische Blume findet, recensirt sie doch nicht mehr; denn ihre Zartheit erträgt keine Kritik! Seht doch den guten Linné an — er lobt und tadelt seine Blumen nicht, er zeigt ihr Daseyn nur an, und classificirt sie; und das will ich Euch allenfalls auch erlauben, wenn Ihr eine neue entdeckt. — Aber mir will auch das Classificiren gar selten gelingen; und darum danke ich nur Gott, der zuweilen einen neuen Lichtfunken aus der schönen Seelenwelt im menschlichen Gemüth aufblühen läßt, wie eine Blume. Ich labe mein Herz am Dufte solcher echten Blümlein; aber ich kenne ja nicht das Wesen des kleinen Halmes, auf den ich trete — wie viel weniger dann deren Eines!

Himmlisches Wort! . Wie könnte ich den Buchstaben L. denken, ohne das Ganze deiner fünf süßen Ziffern mit ewig gleichem, unsterblichem Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich schönes Kind, das einst die liebende Armuth in unsäglicher Sehnsucht vom jungen Gott des Reichthums empfing, und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglücktesten aller Stunden gebar! — Oft schwebst du, gleich dem Gesang der Lerche, über den Frühlingen der Erde — und wie frisch sind deine hohen, reinen Melodien! Oft schmachten deine Töne, wie die Nachtigall, und neigen sich, ach, zum sterbenden Fall! — Oft triffst du die bangende Jugend schnell, wie das erste Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Fluren. Durchs Auge fährt dann der feurige Geist wie ein Blitz — im Busen bebt das erschrockne Herz wie vom Donner gerührt — aber wohlthätig rieselt der süße Thränenregen hernieder! — Oft — — aber, heilige Gottheit! Wie könnte ich Armer deine Wunder würdig singen — diese göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fühlte und nie begriff! — Dein war ich, o Liebe — Dein bin ich — und im Strome deines heiligen Lichtes will ich auch versinken, und — erwachen!"

In diesem, so wie im vorigen Beyspiele hat der Verfasser, wie uns dünkt, seine Vor- und Darstellungskraft etwas überbothen; die Blumen scheinen mehr durch eine erkünstelte Hitze aufgetrieben, als durch eine natürliche, innere, Wärme aufgeblüht zu seyn. — Dem sey nun aber, wie ihm wolle, so nehmen wir wenigstens Gelegenheit zur vorläufigen Bemer-

kung: daß die Phantasie eben nicht immer ihren Flug ins Hohe, Endlose wagen —, das Gefühl nicht immer, wie ein Bergstrom, rauschen und brausen müsse; daß vielmehr die einfachsten Bilder, die sanftesten Gefühle gerade am meisten gefallen und rühren. Ein so sanftes, lauteres Gefühl in einer lieblich blühenden Sprache äußert sich im folgenden musterhaften Beyspiele:

Quelle ewiger Jugend. Es ist gewiß, daß sie uns schon auf dieser Erde tönt und blinkt. Wir verkennen nur oft ihr himmlisches Rieseln! Ich habe sie nie anderswo gesucht, als in der Phantasie. — Wie arm und veraltet kam mir oft das Leben vor — wie gemein und abgelebt alle meine Handlungen — wie fade und unlustig alle Zukunft — wie tief saß der ganze Philister in der abgeschmacktesten, spießbürgerlichsten Prosa da — über und unter mir nichts als trüber Himmel mit Donner, und schwarze schmutzige Wüste — alle irdischen Dinge, Verhältnisse und Meinungen so verbraucht und längst abgedroschen, wie leeres Stroh! — Auf einmahl trat es, wie der Blick eines fernen Silbertropfens, freundlich in mein Gemüth — weich und süß, aber so tief rührend und kräftig, daß mein dürstendes Herz vor dieser wunderbaren Frische erbebte, und zu neuem jugendlichen Leben lieblich aufschauerte. — Da sah ich hinüber in das Land der Seelen, und schaute den Quell der Verjüngung, und um seine ewigfrischen Blumenränder spielten die Kinder der Unsterblichkeit! Ach, wie fühlte ich dann durch einen neuen himmli-

schen Wundersaft plötzlich alle Zweige meines Lebens wieder geschwellt!

*) Obwohl der Ton der Rede beyläufig nach den nähmlichen objectiven Rücksichten sich bedinget und beschränket, wie der Sinn, so daß das Maß und Gewicht des erstern mit dem Umfang und Gehalt des andern zu- und abnimmt: so modificirt sich doch der Wohllaut hauptsächlich und zunächst nach subjectiven Bedingungen, d. h. nach der Verschiedenheit der Zustände, weil der Ton, als solcher, die eigentliche und unmittelbare Sprache der Seele ist. Dieser Rücksicht gemäß könnte man daher überhaupt als Regel annehmen: daß die Euphonie d. h. die klare, mit dem Sinne übereinstimmende Tonstellung für die prosaische Schreibart genüge, während für die poetische der anschauliche, mahlerische Tonausdruck d. h. die Harmonie —, und für die ästhetische die lebhafte, in gleichmäßigen Formen wiederkehrende Tonfolge d. h. die Melodie sich vorzüglich schicke. Allein so naturgemäß und folgerichtig auch dieser Satz im Allgemeinen ist, so kann er doch nicht für besondere Fälle zureichen, vielweniger jeden andern Fall ausschließen. Denn einerseits sind selbst in der Prosa die melodisch-harmonischen Weisen treffliche Mittel zur Verständigung und besonders zur kräftigen Bezeichnung contrastirender, paralleler und präciser Sätze; überdieß befördern und unterstützen sie, vorzüglich wenn sie in Reime auslaufen, die

Aufmerksamkeit und das Gedächtniß; zwey Kräfte, welche die Reflexions-Kraft, der Verstand, nicht entbehren kann. Anderseits kann selbst in der Poesie die freye, natürliche Tonfolge die Erscheinungen sehr treffend schildern, und die Gefühl-Zustände lebhaft genug darstellen; ja sie kann sogar die Veränderung dieser Zustände ungleich nachdrücklicher und auffallender bezeichnen, als die gebundene, nach vorgesetzten gleichen Maßen sich bewegende Rede. Eine solche poetische, nicht-metrische Sprache befreyt sich darum nicht von jedem Maße, sondern nur von jedem bestimmten Maße; sie bewegt sich zwar mit Willkühr, aber nicht mit Zügellosigkeit; sie sagt sich überhaupt von der Regel los, aber nur, um sich nach besondern Gründen zu gestalten; sie mißt den Wohllaut freylich nicht nach einzelnen Noten ab, allein sie stellt die Momente der Bewegung im Großen dar, nach ganzen Parthien; kurz: sie benutzt ihre größere Freyheit nur dazu, um eine desto größere Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit hervor zu bringen.

§. 39.

Nach dem Standpuncte endlich, unter welchem ein Object auf ein Subject bezogen wird *), theilen

---

*) Ein gewisses Object (z. B. die Historie) kann entweder als eine Anschauung (als sinnliche

wir die Schreibart ein: einerseits in die niedere, mittlere und höhere; anderseits in die populäre (volksthümliche), in die scholastische (schulrechte) und in die classische Schreibart. Beide Standpuncte fallen meistens in Einen zusammen, und zwar so, daß der objective sich nach dem subjectiven richtet.

1) Die populäre Schreibart läßt sich zur einfachen, natürlichen Darstellung der niedern Volks-Classe herab. z. B. *) Stehlen. — Stehlen? — Nun ja, ich habe als Knabe einmahl gestohlen; und zwar un-

---

Erscheinung) oder als ein Begriff (als eine Reihe von Ursachen und Wirkungen) oder als Idee (als Offenbarung Gottes u. dgl.) vorgestellt werden; und für gewisse Subjecte, z. B. für Kinder, muß die Moral in kurzen, lehrreichen und rührenden Beyspielen —, für reifere Jünglinge in abstracten Erklärungen und Beweisen —, für philosophische Denker endlich in einem, nach Grund-Ideen regulirten Systeme behandelt werden.

*) Der Verfasser läßt sich hier zur Darstellungsweise des Kindes herab, dessen Gedanken und Empfindungen er zu schildern unternimmt. Dieses Subjectivisiren (wie es die Schule nennt) d. h. dieses „sich versetzen in die Seele eines Andern" ist nicht nur in der Poesie nothwendig, sondern auch in der Prosa. Im Briefe z. B. muß jederzeit die Individualität desjenigen genau berücksichtiget werden, an den das Schreiben gerichtet wird; im Gespräche (Dialog) sogar die Charactere aller derjenigen, welche der Verfasser als redende oder angeredte Personen aufführt. Diese

serm Nachbar Orgelmacher einen prächtigen Apfel. Er war so schön! Des Morgens sah ich ihn unweit unsers Grenzzaunes im Grase liegen — ein Pfund wog er wenigstens — citronengelb war er, und hatte die schönsten Karminflecken — essen wollte ich ihn nicht — aber haben! — Des Mittags betrachtete ich ihn wieder — des Abends lag er noch immer. „Herr Rommel (sprach ich bey mir selbst) ist doch ein liederlicher Mann — hätten wir solches Obst im Pfarrgarten, es sollte wohl sorgfältiger gesammelt werden!" Am andern Morgen glänzte er im Thau, glotzte mich seltsam an, und schien immer zu rufen: Nimm mich mit, nimm mich mit! Da legte ich mich auf den Bauch, streckte meine Hand durch den Zaun, ergriff ihn in einer Art von wüthendem Schrecken, und die Sonne ging über meinem Bubenstücke auf. — Ich aß noch im Garten mein Morgenbrod — aber mit so zweydeutigem Appetit, wie ein Teig fressender Esel — und trat dann angstvoll ins Zimmer, als eben mein Vater sein Morgenpfeifchen füllte. Indem er nach mir herum sah, hielt ich den Apfel so ungeschickt, daß er ihn sogleich bemerkte, mit schnellem Blick das fremde Obst

---

Modification ist aber auch beynahe die einzige, welche derley Aufsätze in Ansehung des Ausdruckes von den übrigen Schreibarten unterscheidet. Denn was z. B. die sogenannte Courtoisie in Briefen anbetrifft, so gründet sie sich weniger auf die Theorie des Styls, als auf die Convention der Gesellschaft; wonach sie sich auch zu bestimmen und zu ändern hat.

erkannte, alles errieth, den Stammelnden peinlich befragte, und das Geständniß leicht erhielt. Ich bat recht sehr um Prügel; aber er kannte seinen Mann — ich mußte sogleich, statt aller Strafe, das siebente Gebot verlesen, dann meinen Diebstahl dem Eigenthümer selbst wiederbringen, ihm alles eingestehen, und um Verzeihung bitten. — O des furchtbaren, ungeheuern Ganges! Denn ich war vielleicht schon acht Jahre alt. — Die ersten zwey Worte, die ich sprach, (nähmlich „Herr Rommel!!") sind mir mein Leben lang die fürchterlichsten unter allen menschlichen Worten geblieben! Aber dann, nach diesen, war alles gut — es kam eine Freudigkeit über mich — ich sagte alles treulich, was mir befohlen war — blickte dann weinend nieder — der Mann klopfte mich freundlich auf die Schulter — die Frau wollte mir alle Taschen voll Obst stecken — und in meinem Herzen blieb nur eine sanfte Wehmuth zurück. — Von dieser Zeit an ist es mir nie wieder in den Sinn gekommen, zu stehlen.

2) Die scholastische Schreibart *) behauptet schlechtweg die regelmäßige Darstellungsart der Schule. Z. B.

---

*) Der Styl überhaupt ist ursprünglich in der Schule i. w. S.) gebildet werden, indem man aus den verschiedenen Mundarten der einzelnen Provinzen, Volksclassen, Kunst- und andern Gewerken das Nothwendige und Nützliche in die Schriftsprache aufnahm, und den allgemeinen und besondern Sprachgesetzen gemäß ausbildete und zusammenfügte. Die ganze Kunst, die verschie-

Lebensfülle. Ich habe sie stets am herrlichsten in den Momenten der eingetretenen Ruhe nach körperlicher Anstrengung empfunden. Z. B. in Berggegenden, wenn ich mich einige Minuten lang niedersetzte — in Ebnen, wenn ich stehen blieb — im Hause bey'm Anfange des Abendessens — am Arbeitstische hauptsächlich nach einem starken Gang; wo gewöhnlich Geist und Körper am zufriedensten mit einander sind; wo man alles Denken und Dichten, ja selbst Feder und Dinte am meisten liebt; wo man das vorher Gearbeitete mit größerem, gleichsam erst kürzlich erworbnem Scharfsinne, und mit ganz neuen Blicken betrachtet, und zu Vertilgung der Fehler und Vermehrung des Guten gleiche Kraft und Begierde fühlt. Das, was man gewöhnlich Begeisterung nennt, war mir fast einerley mit Lebensfülle, und zu diesem Zustande fand ich stets und vor allen Dingen eine vollkommne Nüchternheit nothwendig. — Daß es wirklich Menschen gebe, welche,

---

denen Schreibarten angemessen zu gebrauchen, beruht daher auf der richtigen Modification der correcten, scholastischen Schreibart, so daß man z. B. behaupten könnte: die populäre Schreibart lasse sich unter die Regel herab, um der Fassungskraft der niedern Volks-Classe zu entsprechen; und die classische erhebe sich über die Regel, um der Geisteskraft der höhern Classe zu genügen. Aber gerade das „wie weit?“ und das „womit?“ kann nicht durch Lehren bestimmt, sondern fast einzig nur in Beyspielen nachgewiesen werden.

wie man behauptet, die Begeisterung durch starke Getränke herbeyzurufen, oder gar festzuhalten vermögen, scheint mir unglaublich. Von andern hingegen — die sich obstiniren, ihre Lebensfülle nicht erträglich zu finden, sich die Adern aufbeißen wollen, wirkliche Debauchen, Erkältungen und andere Executionstruppen gegen die Fülle ihres überladenen Lebens bis zu dessen Ermattung anrücken lassen — habe ich selbst manche Beyspiele erlebt. Der Grund war aber gewöhnlich affectirte, nie echte Genialität — und ich könnte auch einen solchen nicht affectirenden Menschen doch unmöglich gelinder benennen, als — Hanns Dampf.

3) Die classische Schreibart endlich erhebt sich zur künstlichen Darstellung der höhern (gebildetern) Volks-Classe. Z. B. Anfang eines poetischen Genusses. Wer kennt nicht jene himmlischen Vorzeichen, in welchen sich uns die Erscheinung des Schönen blitzend verkündigt? Wenn die bürgerliche Welt und die Prosa der Vielwisserey uns lange mit Fadheit umdüstert hielten — und nun auf einmahl ein Ton der Kunst, wie ferne Frühlingsmelodie aus dem Lande der Freyheit, näher und näher wehend tönt — o wie schwillt die liebende Seele zu neuem Leben auf! — So ist's dem Menschen am letzten, heiligen Abend eines vieltägigen Regenwetters, das mit einem grauen Tage endlich beschließt. Gräulich und glatt dämmert noch der Abendhimmel über mir. Auf einmahl krümmen sich prächtige Purpurwürmer durchs Gewölk hin, und im Abendlande schießt es weich an, wie

goldne Wolle, und der letzte Strahl der Sonne bricht am Horizonte wie ein Bliz hervor. Denn von dorther naht mir schon ein breiter Streif des alten Blau's, und bald ist der westliche Halbkreis bis herauf zu meinem Haupte gereinigt, und blutend fliehen die Gewölke im kreischenden Purpurgewühle nach Osten zu ihrer Nacht hinab, und ich sehe mit Gewißheit der ersten sternhellen Nacht entgegen, und sehe kein Ende der vielen künftigen schönen Tage vor mir! — So ist es meiner Seele, wann der erste Hauch eines göttlichen Gedichtes mir den Himmel des Lebens wieder erschließt! — Dann horche ich, wie nach fernherandziehenden bräutlichen Gesängen hin — ich harre, und zögre mit dem Genusse — suche geschwinde noch ein irdisches Geschäft auf, um es — zu beseitigen, pflege mich flüchtig mit Speise und Trank, ziehe einen bessern Rock an, wasche meine Hände, schaffe Einsamkeit und Stille um meinen Stuhl her, und — genieße dann! — O Dichter! Sähest du mich da, du müßtest dich glücklich fühlen, daß eine menschliche Seele dich so voll, so warm und in so dankbarer Andacht zu lieben vermag, daß sie in so gänzlichem Selbstvergessen sich dir ergibt!

§. 40.

Unter Figuren der Modalität verstehen wir diejenigen Rede-Formen (des spielenden Witzes), welche von der Eigenthümlichkeit des Geschmackes in der Absicht abweichen, um durch eine verkehrte Vor- und

Darstellung ein besonderes Wohlgefallen zu erregen *).

Die unterhaltende Schreibart (welche bey einem höhern Grade auch die lächerliche, komische heißt) besteht in dem absichtlich dargestellten Widerspiele des Geschmackes. **) Man könnte darum eben so viele Figuren annehmen, als es überhaupt Schreibarten gibt; wenn z. B. (in objectiver Hinsicht) das Gemeine auf eine pretiöse Art, das Große, Feyerliche auf eine niedrige, einfältige Weise behandelt wird; oder wenn (in subjectiver Hinsicht) das Ernste mit verstellter Begeisterung, das Kalte mit erborgter Wärme, das Trockene, Unfruchtbare mit verschwendeter Fülle und Kraft dargestellt wird. ***)

---

*) Gleichwie durch eine absichtliche Abweichung von der correcten Form eine größere Deutlichkeit bezweckt wird, so auch durch eine absichtliche Abweichung von der eleganten Form eine größere Annehmlichkeit.

**) Diese Erklärung des Komischen stimmt mit Lichtenberg's Meinung überein, welcher „komisch schreiben" die Kunst nennt, „etwas nach einer vorgesetzten Regel schlecht machen;" oder besser: mit Geschmack gegen den Geschmack fehlen. — Unwissentliche oder alberne Fehler d. h. Sottisen und Fadheiten können freylich auch komischen Effect haben; aber dann ist es nicht das Verdienst des Darstellers, sondern des Zuhörers, der das Widerspiel wahrnimmt.

***) Gewöhnlich nennt man als Figuren des spielenden Witzes: das Wortspiel (§. 17. ver=

Beyspiel.

Kupferstiche. Die ersten illuminirten, die man in der Jugend sieht, bleiben auch — geschmückt mit der Farbenglorie der Erinnerung — ewig die schönsten. Ich hatte das Glück, zuerst drey große Stücke zu sehen, die nicht zu den schlechtesten gehörten, und die ein reicher Fremder mir und meinen Geschwistern zum Geschenke mitbrachte. — Alle drey glühten im prächtigsten Farbenreichthum. Es ward uns sehr eingeschärft, sie zu schonen, und man ließ sie uns nur bey besondern Gelegenheiten, an Fest-, Krankheits-, Freuden- und Laxir-Tagen betrachten; und dann war auch ihre Wirkung immer die sicherste und beste. — Der erste Kupferstich war ein Jagdstück. Der Wald, durch den die Jagd zog, schimmerte so herbstlich bunt! Alle Jäger sprengten, auf herrlichen Pferden, und mit reichen, dick bordirten Kleidern angethan, einem ungeheuern Eber nach, über den sieben Hunde her waren; den achten hatte er so eben jäm-

---

§. 7. *)); das Naive (eine Nachahmung des Kindlich-Einfältigen, wie fern dieß im Widerspiel zu dem Gebildeten und Herkömmlichen steht); die Parodie (eine scherzhafte Umbildung ernsthafter Stellen); den Contrast, die Vergleichung, die Ironie — — Man könnte hinzu setzen: überhaupt alle Figuren, wie fern sie (so zu sagen) figürlich gebraucht werden. So liegt ja z. B. in den Tropen, wenn sie mit Absicht und Geschmack irrig gebraucht werden, eine ungemeine komische Kraft!

nerlich zerhauen. Die Verse unter dem Bild, die mir damals vorzüglich werth waren, und mich bey jeder neuen Betrachtung auch neuen Sinn im Gemählde ahnen ließen, habe ich leider vergessen — und hieraus schließe ich, daß es doch wohl das schlechteste unter allen gewesen seyn mag. — Das zweyte stellte eine große Promenade vor dem Thore von München, Wien oder Paris vor, die mit vergoldeten und versilberten Galawägen, mit Reitern und Fußgängern bedeckt war, und doch im Schatten mächtighoher Lindenbäume zwischen hellen Sonnenblicken gar kühl und lustig da zu liegen schien. Die Pracht, den ungeheuern Reichthum, und besonders das äußerst vornehme Betragen, was hier augenscheinlich herrschte, weiß ich mit nichts in der Welt zu vergleichen! Die Damen, so stolz — die prächtigsten Herren, doch so tief demüthig vor Jenen! Ja, ein jeder Herr, der irgend eine Jacke von Purpur oder Karmin trug, hielt zwischen seinen Fingern dem gebückten Bettler ein — Goldstück entgegen, das, wenn man die Proportion erwog, wenigstens eine Preismedaille von hundert Dukaten seyn mußte. „Hier (dachte ich) gehen mir die Rechten, Wahren spazieren — hier muß das Betteln etwas eintragen — und, welche Goldstücke mögen nun wohl erst aus den Kutschen herabstiegen, wenn schon die Fußgänger so großmüthig sind!“ — Unten standen folgende Verse:

„Wie lieblich kann man sich anjetzo doch ergetzen
In dieser angenehmen Sommerszeit!

Man pflegt sich auf das Pferd und in die Kutsch,
zu setzen,
Und macht dem Frauenvolk dadurch oft große Freud.
Also machte der Dichter nicht einmahl viel Wesens von obiger Pracht, die mich so ganz verblendete — er sprach nur von Ergetzen, und schien anzunehmen, alles übrige müsse von Rechtswegen so seyn, wie ich es dort zum größten Erstaunen fand! — War das eine Welt! — „Hei! (sagt der herrliche Dichter der Nibelungen so oft) Hei, was da großer Ehren gepflogen ward!“ — Und, daß hier doch alles eigentlich nur auf gelegenheitlichen Genuß der angenehmen Sommerszeit berechnet seyn sollte, das steigerte mein ästhetisches Gefühl, und gab mir erst die rechten Ideen vom Wohlstande und kostspieligen Leben dieser großen Welt. Ei, Ei, (sprach ich, gleichsam mit tiefen Bücklingen der Seele, zu meinen bunten Fratzen) ihr sehr erhabnen und überaus vornehmen Menschen! Ich möchte wohl erst einmahl in Eure Tafelzimmer und Prunksäle schauen!“ Dann fiel es mir freylich zuweilen schmerzlich ein, daß alle die dummen Teufel nur gemahlt seyn — aber da tröstete mich wieder die angenehme Sommerluft, die im ganzen Bilde zu wehen schien, und sie hauptsächlich stärkte meinen Glauben an die Möglichkeit und poetische Wahrheit solcher ungeheuern Erscheinungen und Ereignisse. Die Zeit, in welcher die Handlung meines Bildes spielte, habe ich stets auf einen Sonntag nach der Nachmittagskirche festgesetzt; denn das war in meinem kleinen Sinne die einzig schickliche Stunde

in der man, etwa nach dem Genuß eines tüchtigen Kaffe's, „so großer Ehren pflegen" konnte. — Das dritte Bild endlich stellte einen öffentlichen Erhohlungs=, Spiel= und Lustort vor. Auch dieses Stück war sehr reich, und man hatte den theuern Karmin und die Gold= und Silberborten nirgends daran gespart. Jedermann belustigte sich im Grünen, und es wurde sogar auf einem mit Goldhaufen beladnen Tische unter freyem Himmel Bank gemacht. Zahlreiche Gesellschaften tranken Thee, hielten Wettlauf, Tanz u. s. w. Alle Hauptfiguren aber schienen an mehrern Arten des Kegelspiels Theil zu nehmen, wovon auch die Unterschrift besonders redete:

„Sehr viele sind verliebt ins Spiel von Kegelschieben.
Wobey man sich doch oft gar sehr abmatten kann;
Die Andern wollen sich dabey in dem Schmarachⅇln üben,
Wo eine Kugel leicht schlägt viele Kegel an."

Bey aller möglichen und hartnäckigen Anstrengung habe ich doch leider bis diesen Augenblick niemals herausbringen können, was für ein Spiel eigentlich das Schmarachⅇln sey. Keine Menschenseele hat mich jemahls über diese schöne und kräftige Benennung berichtigen können! Oft habe ich wehmüthig vor dem geliebten, nur allzu undeutlichen Bilde ausgerufen: „Himmel! ich wollte ja gern allem Kegeln, ja dem ganzen Billardwesen (dessen Seligkeiten mir noch unbekannt sind), auf ewig entsagen, wenn ich nur erst

ein einziges Mahl in meinem Leben so recht nach Herzenslust — schmaracheln könnte!

*) Daß auch der Ton den Witz trefflich unterstützen könne, sehen wir schon an gewissen Wortspielen, deren Kraft zum Theil darin besteht, daß unter Einer äußern Form eine verschiedene innere Bedeutung verborgen liegt. Noch wirksamer ist die tonische Form in witzigen Vergleichungen und Gegensätzen. Denn je mehr die Pointen für das Ohr hervorspringen; je mehr sich die verglichenen Parthien auch äußerlich in gleicher Art gestalten; desto mehr wird durch den Ton die Aufmerksamkeit dahin gewendet und überrascht. Sehr viele Sprichwörter, welche ein recht unterhaltendes Spiel gewähren, haben zum Theil ihre komische und satyrische Kraft diesem tonischen Mittel (z. B. den Reimen) zu verdanken. — Eine besondere Erwähnung verdient hier der Knüttelvers, d. h. ursprünglich eine Nachahmung der alterthümlichen Formen der Minne- und Meistersänger — meistens nur eine mit Vorsatz ungeregelte Reim- und Versart. Wenn er mit Geschmack nachgeahmt oder frey gebildet wird (wie z. B. in Wallenstein's Lager von Schiller), so ist er eine vortreffliche Form für das Naive oder das Niedrig-Komische. Uebrigens wird man über das Regellose wohl keine Regel erwarten. — Außerdem hat man sich sonst noch in vielfältigen Formen versucht, um auf Kosten der Regel und der Natur durch Son-

derbarkeit zu gefallen und — aufzufallen. Man hat besonders die Reime (und sich selbst damit) in Athem gesetzt; einige ließen sie nicht bloß am Ende der Zeile, sondern auch am Anfang, in der Mitte, überall Schlag auf Schlag wiederkehren (die Klapp- und Kettenreime); andere wiederhohlten den nähmlichen Reim so oft, bis das Gedicht mit dem Reimvorrath zu Ende war; noch andere trotzten sogar der Sprache Reime ab, die sie selbst nicht kennet (die Schwerreime); wiederum andere verlangten nur Reime, und suchten Verse dazu und Gedanken obendrein (die Endreime); — anderer Zwangsarbeiten nicht zu gedenken, mit denen sie ihr Spiel trieben — und noch treiben. — Damit doch alles sein Beyspiel habe, so stehe hier eine Parodie des Sonettes (von Voß):

Maestoso.

Was singelt ihr und klingelt im Sonetto,
Als hätt' im Flug euch grade von Toskana
Geführt zur heimathlichen Tramontana
Ein kindisch Englein, zart wie Amoretto?
Auf, Klingler, hört von mir ein andres Detto!
Klangvoll entsteigt mir echtem Sohn von Mana
Geläut der pomphaft hallenden Campana,
Das summend wallt zum Elfen-Minuetto!
Mein Haupt, des Siegers, krönt' mit Ros' und Lilje
Des Rhytmos und des Wohlklangs holde Charis,
Achtlos, o Kindlein, eurer Larifari's.
Euch kühl' ein Kranz hellgrüner Petersilje!
Von schwülem Anhauch ward euch das Gemüth heiß,
Und fiebert, ach! in unheilbarem Südschweiß.

Beyspielsammlung.

I. Unarten. Unschicklichkeiten. 1)

(Aus Freyh. von Seckendorff Lebensregeln für Jünglinge.)

In dieser Schrift, die den Anstand und die Schicklichkeit lehren soll, alle Fehler und Unarten anfzuzählen, wäre eine völlige Unmöglichkeit. Ihre Zahl ist Legion. Ich muß mich damit begnügen, von denen zu sprechen, die ich am häufigsten beobachtet und zum Theil beseufzt habe. Einige derselben sind an und für sich der menschlichen Gesellschaft lästig, andere sind es mehr in der Einbildung oder in dem Gefühl, das nach und nach bey gesitteten Menschen durch Erziehung und Umgang entsteht.

Eine der größten Unschicklichkeiten ist das Schreyen und laute Lachen in Gesellschaften, indem es, außer dem schmerzhaften Eindruck auf das Gehörorgan, die übrige Unterhaltung stört, oder unmöglich macht. Manche Menschen haben sich das Schreyen so angewöhnt, daß sie den Mund kaum öffnen können, ohne alles nieder zu donnern 2). Der Oheim nach der Uhr, dessen ich oben erwähnte, war wegen dieser angenehmen Eigenschaft unter dem Namen Schreyer bekannt. Bey seinem Geschrey pflegte er mit geballter Faust den Leuten gegen das Gesicht zu fahren, so daß, wer ihn nicht kannte, (denn sein Herz war so sanft, als seine Sitten raub waren) noch mehr in Schrecken gerieth. Ich war gegenwärtig, als er dem berühmten Bienenschrift-

steller Eyrich, der ihm aus Gefälligkeit an einem seiner Bienenstöcke einen gut gelungenen Versuch mit dem Abzeideln ohne Tödtung des Schwarms gemacht hatte, dafür Lob und Dank sagen wollte. Es geschah mit einer solchen Stentorsstimme und mit solchen pugillistischen Geberden, 3) daß der gute Prediger, der es unrecht verstand, darüber förmlich in Ohnmacht fiel und man lange brauchte, ihn wieder zu sich zu bringen und zu trösten. Ein anderes Mahl empfieng dieser Kriegsheld (er war Oesterreichischer General) eine seiner Nichten, die er zum Essen geladen hatte, mit geschlossener Faust und dem Gebrüll: „Sie prügeln einander alle Tage" — „Wer denn," fragte sie ganz erschrocken. „Nun, wer sonst? die B." antwortete er polternd. Es war die Rede von einem unglücklichen Ehepaar in der Familie, das sich kürzlich verheirathet hatte. Ich kannte einen solchen Brüller, der mit gutem Vorbedacht seine starke Stimme dazu brauchte, um jeden andern in der Gesellschaft zu überschreyen und sich allein des Worts zu bemeistern. Er war mit dem groben Geschütz in einer Schlacht zu vergleichen, wo man nur schwach das kleine Gewehrfeuer und das Wimmern der Verwundeten und Sterbenden heraus hört. 4)

Jemand in der Rede unterbrechen gehört eben so wenig zum guten Ton, als wenn mehrere zugleich einen ansprechen und das erste Wort erzwingen wollen. Im ersten Falle, wenn der Versuch, anzufangen, besonders mit einer Erzählung, die man vortragen will, einige Mahle mißlingt, ist es am besten, den Mund ganz zu schließen und unter keiner Bedingung nochmahls

zu beginnen. Im andern bleibt für den, der einen solchen Anfall auszuhalten hat, nichts anderes übrig, als ruhig abzuwarten, bis der Sturm sich legt und etwa eines der Elemente die andern zum Schweigen bringt. In Weibergesellschaften sprechen oft alle zugleich, wie bey einem unordentlichen Rottenfeuer, wo keiner sich bekümmert, ob er geladen, oder Pulver auf der Pfanne hat, ob er trifft, ob er seinen Vordermann auf den Kopf schlägt, oder in's Ohr schießt u. s. w. 5)

Da gerade von den lärmenden Unarten die Rede ist, so will ich auch der erwähnen, daß manche Personen (meistens sind sie vom schwächeren Geschlecht) bey dem geringsten unvermutheten Schrecken oder Schmerz, sie mögen sich befinden, wo sie wollen, laut aufschreyen. Die unbedeutendste Kleinigkeit, eine Spinne, eine Maus, das Umfallen eines Leuchters, ein Nadelstich kann dazu Veranlassung geben. Durch öftere Erfahrungen abgehärtet habe ich es so weit gebracht, daß ich gar nicht mehr den Kopf darnach umdrehe, wenn ich in guter Gesellschaft einen noch so durchdringenden Schrey aus einer weiblichen Kehle höre.

Das starke Auftreten in einem Zimmer, wo auch andere Leute sind, ist eben so unschicklich, als wenn man mit einem Geräusch hereinkommt, gleich einem Volk Rebhüner, das aufgescheucht wird. Auf der andern Seite aber ist es lächerlich, wenn man nach geöffneter Thüre so langsam und ängstlich vorwärts schleicht, wie ein Bauer, der sich dem Altar, oder seinem Amtmanne nähert. 6)

Das Pfeifen oder Singen in guter Gesellschaft stößt wider die Achtung an, die man derselben schuldig ist. Wenn es auch virtuosenmäßig geschieht, so ziemt es sich doch nicht, und macht bey den Anwesenden, die nicht gekommen sind, um ein Concert zu hören, eine widrige Empfindung.

Wir wollen nun einige Unschicklichkeiten mustern, die das Gesicht beleidigen. Es ist häßlich, sehr häßlich vor andern in der Nase zu bohren, obgleich ich Leute von Ansehen kenne, die diese Beschäftigung eigentlich für die Zeit aufzusparen scheinen, wo sie in Gesellschaft sind. Der eine unterhält seine Gäste am Tische damit, der andere hört so seine Klienten an, ein dritter hat fast ausschließlich mit seinen Nasenlöchern zu thun, so lange er bey einer Dame sitzt. 7)

Aber noch weit häßlicher, dem Anstand und der Sittlichkeit zuwiderlaufender ist es, die Hand oder die Hände in den Hosenlatz zu stecken, vorzüglich in Beyseyn des andern Geschlechts. Es giebt Gebräuche, die keine Mode heiligen kann, weil sie von Natur unheilig und unsittsam sind, weil sie gegen das angeborne Gefühl von Ehrbarkeit verstoßen; und darunter gehört diese abscheuliche Gewohnheit, die wir theils der Sittenlosigkeit der Französischen Revolution, theils den ungeheuer weit heraufgehenden Beinkleidern zu danken haben. In diese pflegt nun freylich der Theil des Bauchs mit eingeschlossen zu werden, wo sonst ein Elegant wenigstens die eine Hand bergen konnte. Aber es wäre schlimm, wenn man nicht die Hände anderwärts zu beschäftigen oder hinzustecken wüßte, als ge-

rade an denjenigen Theil des Leibs, von welchem die Schamhaftigkeit Gedanken, Worte und Werke entfernt.

Unter dergleichen Unarten, denen keine Verjährung einen rechtmäßigen Besitz erschleichen kann, gehört auch die überrheinische Sitte, sich vor den Ofen, oder den Kamin zu pflanzen, die Rockschöße von einander zu thun und die Wärme gemächlich an den Hintertheil des Leibes gehen zu lassen, indeß sie den übrigen Anwesenden entzogen wird. Solche lebendige Ofenschirme machen immer eine ärgerliche Zimmerverzierung. 8)

Noch weniger schickt es sich, wenn man an öffentlichen Orten, hauptsächlich in Schauspielen, sich vor andere, besonders vor Frauenzimmer, hinpostirt. Dahin rechne ich jedoch nicht, daß man jeder Dame, die gar wohl anderwärts Platz zum Sitzen finden kann, aber aus Stolz und Eitelkeit die vorderste Reihe im Parterre wählt, gleich seinen Stuhl einräumt, wie Dir einst ein anmaßender Sittenrichter mit Unmanier zumuthen wollte. Es ist höflich, wenn es geschieht, aber nicht unschicklich, noch weniger unverschämt, wenn es unterbleibt.

Sich vor das Licht stellen, wenn jemand zu lesen, oder zu arbeiten hat, oder das Licht vor sich hinsetzen, um etwas zu lesen, oder genauer zu betrachten, ohne vorher Erlaubniß zu begehren, läuft ebenfalls gegen die gute Lebensart. 9)

Noch eines Uebelstandes will ich erwähnen, der die Augen beleidigt, ob er gleich mehr lächerlich, als lästig ist, nähmlich das öftere Beschauen im Spiegel.

Ich habe Leute gekannt, die denjenigen, mit welchem sie sprachen, oft eine gute Weile gar nicht ansahen, sondern ihre werthe Person im Spiegel, so daß es eigentlich mehr schien, als wenn das Wort an diese gerichtet wäre.

Nicht nur die Augen und Ohren, sondern die Nase kommt öfters bey Unschicklichkeiten sehr in's Gedränge. Dahin gehören hauptsächlich die, wodurch man gegen die Reinlichkeit anstößt. Man warnt sich wechselseitig vor Leuten, welche aus dem Hals riechen, stinkende Füsse haben u. s. w., um sich dagegen zu schützen. Selbst unter dem gemeinen Volke gibt es hin und wieder Menschen, deren Gefühl sich gegen Unreinlichkeit sträubt. Ein Taglöhner, dem in einem Pfarrhause, wo es sehr unsauber herging, eine Schale Kaffee angenöthigt wurde, verfiel auf eine ganz eigene List. Der Eckel vor den verschiedenen Eindrücken, die seine Sinne belagerten, gestattete ihm nicht, das Getränk zu sich zu nehmen. Er ließ es also am Kinne entlang in das Kamisol laufen und verbrühte sich beynahe Brust und Bauch.

Räthselhaft ist es übrigens, wie hie und da eckelhafter Schmutz mit übertriebener Reinlichkeit in einer Person vereinigt sind. Arist kleidet sich streng nach der Mode, er wählt dazu die theuersten Stoffe, sein weißes Zeug muß fein und sorgfältig in Falten gelegt seyn; aber seine Hände sehen aus, als wenn er Pferde beschlüge oder Kohlen brennte, seine Nägel sind gerändet wie Trauerpapier, und sein niedlich gelockter Antinouskopf ist so reichlich

bevölkert wie der struppige Bart eines Polnischen Juden 10). An Bruno, dem wilden Bruno, sehen wir einen Aufzug verschiedener Art. Wenn er über Land fährt, blitzen beständig zwey Brillantringe an seinen ungewaschenen Fingern. Seine Kleidung und Wäsche ist abgetragen und schmutzig, als wenn er nicht für morgen zu leben hätte. Dafür aber zieht er nach und nach ein Paar kostbare Tabacksdosen heraus, oder legt zu rechter Zeit einen mit Gold gespickten Beutel zur Schau. Es kommt mir ein solcher Contrast beynahe vor wie die Gastmahle Sarmatischer Magnaten, wo man von Silber speis't und den Ungarwein aus goldenen Pocalen trinkt, indeß zerlumpte Diener hinter der spanischen Wand die Teller mit Speichel putzen und an einem schmierigen Hammelvlies abwischen.

Da man aus dem Gange eines Menschen zuweilen mit ziemlicher Gewißheit auf sein Inneres, seine Sitten u. s. w. schließen kann, so ist jedem jungen Manne zu empfehlen, sich eines anständigen Ganges zu befleißigen und dasjenige zu meiden, was ihm in dieser Hinsicht an andern lächerlich, oder beschwerlich vorkommt. Unanständig ist es, auf der Straße mit dem Stocke zu fechten, sich an die Stiefeln zu schlagen u. s. w.; lächerlich, im Gehen zu lesen, sich die Füße alle Augenblicke zu betrachten, die Arme übermäßig hin und her zu schleudern; beschwerlich, seinen Begleitern auf die Füße zu steigen, ihnen in den Weg zu rennen, sich auf sie zu lehnen, oder sie hin und her zu zerren 11). Wann ich zwey Menschen Arm in Arm gehen sehe, wovon der eine hin-, der andere herzieht,

so drängt sich mir unwillkührlich das Gleichniß von ein Paar angejochten Stieren auf, wenn sie träg vom Acker nach Hause kehren. Manche Leute arbeiten rückwärts mit dem Stocke, als wenn sie einen feindlichen Ueberfall abwehren wollten, so daß es gefährlich ist, ihnen nahe zu kommen. Andere kommen mir vor wie ein Irrstern, dessen Bahn nicht zu berechnen ist; sie halten keine gerade Richtung, so daß man sehr vorsichtig steuern muß, wenn man vor- oder rückwärts an ihnen vorbeykommen will. 12)

Es gibt Mannspersonen, die dadurch eine besondere Lebhaftigkeit zu zeigen glauben, daß sie im Reden, besonders mit Weibern, nie stille stehen, sondern trippeln, mit den Füßen stampfen, hinten ausschlagen wie ein Pferd, das sich die Fliegen wehrt u. s. w. Dieses ist der feine Ton eben so wenig, als wenn einer steif, wie eine Grenzsäule, da steht. Ruhig, aber mit glühendem Auge, dampfender Nase, steht des Arabers edles Roß vor dem Zelte seines Gebieters, der zugleich sein Freund ist. Sehnsuchtsvoll harrt es des Augenblicks, wo ihm die Fessel gelös't wird und es mit der Schnelle des Sturmwindes die ungemessenen Räume der Wüste durchsaus't; so wie im Gegensatz die abgetriebene, dumm geprügelte Mähre des Pariser Fiakers mit gesenktem Blick und Ohren unbeweglich im schmerzlichen Gefühl von Leiden und Entbehrungen dasteht, und nur durch die blutige Geißel des grausamen Zwingherrn aus dem Fieberschlummer geweckt wird. 13)

Man findet gewisse Unarten, die noch weit beschwerlicher sind, als die angeführten, und wodurch

man sich noch viel unbeliebter macht. Dahin gehört vorzüglich, daß man auf Spaziergängen u. s. w. alle Augenblicke stehen bleibt. Philint, ein Mann voll Kenntnisse und Welterfahrung, ist sehr angenehm im Umgang, aber nur so lange er sitzt. Auf der Straße, und noch mehr auf dem Spaziergang, ist nicht mit ihm fortzukommen. Jeden Augenblick bleibt er stehen, um bequemer sprechen zu können, und macht dadurch die Berechnung, wann man etwa da oder dort eintreffen könnte, zu Schanden. Er gleicht einem überladenen Schiffe, das auf dem Sande sitzen bleibt, und das man nur mit der größten Mühe von Zeit zu Zeit wieder flott macht. Philint kann nicht begreifen, warum seine besten Bekannten, selbst seine Kinder, fast jederzeit Ausreden haben, wenn er sie begleiten will. Er sollte bedenken, daß man ihn nur deswegen meidet, weil ihn jene Gewohnheit unausstehlich macht 14). Während meiner Universitätsjahre führte mich mein Unstern zu einem Landedelmann, mit dem ich auf ein benachbartes Schloß gieng, wo wir zum Mittagessen gebeten waren. Der Weg betrug kaum eine halbe Meile und wir brachten drittehalb Stunden zu, weil mein Begleiter, übrigens sehr gut zu Fuße, nicht vom Fleck zu bringen war, und sich besonders bey jedem ansehnlichen Baum aufhielt, um mir dessen Geschichte und künftige Bestimmung anzuvertrauen.

Dadurch kann man andern auch sehr lästig werden, daß man sie, wenn sie nach einem gemachten Besuche von uns Abschied nehmen wollen, durch neue Erzäh-

lungen, weitläuftige Erörterungen, aufgedrungene Begleitung u. s. w. hinhält und um ihre Zeit betrügt.

Als Zuschauer in das Spiel sprechen, oder unaufgefodert seine Meinung sagen, ist eine längst gerügte Untugend, die manche Leute unwiderstehlich zu beherrschen scheint. Noch schlimmer aber ist es, durch Geberden zu verstehen zu geben, was der Unglückliche für Karten hat, den man seiner Theilnahme würdigen will. Manche Leute entfernen sich gleich, wenn sie schlechte Karten sehen, und treten hinter einen andern Stuhl. Andere bezeugen ihre Freude durch Lächeln, Händeringen, wenn ihnen ein schönes Spiel zu Gesicht kommt. Hinter dem General T....., der Hombre um hohes Geld spielte, faßte der Major B... Posto und schmunzelte jedesmahl herzlich aus tiefschuldigster Anhänglichkeit, so oft sein Chef gute Karten aufhob. Die Mitspieler richteten sich darnach und der General verlor sein Geld. Endlich wurde es ihm zu toll. „Herr Major," sagte er, „wenn Sie lachen, möchte ich allezeit weinen." 15)

Anmerkungen.

1) Schon die Aufschrift läßt uns einiger Maßen vermuthen, in welchem Charakter dieses Bruchstück dargestellt seyn werde. „Unarten, Unschicklichkeiten" gehören, als Erscheinungen, zur sinnlichen Vorstellungsart; sie müssen als Unregelmäßigkeiten, zunächst dem reflectirenden Verstande vorgehalten, noch mehr, als Thorheiten, dem spottenden Witze Preis gegeben wer-

den; beydes nach dem Bedürfnisse und der Fassungskraft eines Jünglings, der so eben aus der Schule in die Welt tritt. Allen diesen Rücksichten zu Folge wird daher die Schreibart einen Charakter haben, der die Eigenschaften der historischen, munter-belehrenden und niedern Darstellungsweise in sich vereiniget.

2) Nachdem der Verfasser die Unart vorläufig als Begriff zur Noth angedeutet hat, führt er hier eine Unart als Einzelnheit auf, und stellt sie auf eine sehr einfache Art hin. Die Redensarten „sich etwas angewöhnen, den Mund kaum öffnen können" sind freylich an sich sehr unbestimmt, aber hier in Beziehung auf das, was sie ausdrücken sollen, deutlich genug; und die hyperb. Metapher „alles niederdonnern" erweckt eine, den Schreyer treffend bezeichnende Vorstellung, die zugleich den Nebenbegriff des Lächerlich-Unschicklichen kräftig heraushebt. Ohne wortreiche Umschreibung, (welche hier aber ein unnöthiger Aufwand wäre) könnte diese Unart nicht deutlicher und nachdrücklicher bezeichnet werden. — Das folgende Beyspiel setzet nun die Sache vollends ins Licht. „Der Oheim nach der Uhr" ist gerade durch die Elipse recht individuell charakterisirt; und dieses Prädicat kann wenigstens demjenigen nicht dunkel erscheinen, der diesen Mann schon aus jener bereits erwähnten Anecdote kennen gelernt hat. Die Zeichnung, welche unser Verfasser von diesem Manne ent-

wirft, ist freylich mit ziemlich groben Zügen angelegt, und die Farbe ist wahrlich nicht gespart. Aber wenn es einmahl darauf ankommt, Jemanden (oder vielmehr die Unart Jemands) lächerlich zu machen, so erreicht man es am sichersten durch etwas Verzeichnen und Ueberfärben, doch so, daß man das Gemählde nicht zu einem Zerrgebilde (Carricatur) verunstaltet.

3) „Stentorsstimme" eine Allusion auf Stentor, dessen Stimme (nach Homer) von solcher Kraft gewesen seyn soll, daß sie das Geschrey von 50 Menschen übertönt habe. „Pugillistische Geberden" d. h. Geberden eines Faustkämpfers (pugil). Beyde Wörter können einem Jünglinge, der in der classischen Literatur der Alten bewandert ist, nicht unbekannt seyn. Der Gebrauch fremder Wörter, gelehrter Anspielungen und Hinweisungen (Citaten) ist freylich oft nur Ziererey (von der auch unser Verfasser nicht ganz frey zu seyn scheint); aber eben so oft ist es Noth (in Ermangelung bestimmter Ausdrücke) oder Absicht. Das letztere ist hier der Fall. Es liegt nähmlich in manchen derley fremden und seltsamen Wörtern eine ungemein komische Kraft, die durch Unterstellung bekannter Ausdrücke verloren ginge, weil die Gewohnheit leicht darüber gleitet oder der Ernst bedächtig daran hangen bleibt. Dieselbe Bemerkung (und aus demselben Grunde) gilt von manchen, selbst unzierlich gebauten Neologismen.

4) Ist dieses Gleichniß wahr und angemessen? Verdient diese gemeine Vorstellung „Geschrey" mit dem erhabenen „Schlachtdonner" verglichen zu werden? Erreicht der Verfasser damit seine Absicht, die Sache dem Verstande klar, oder doch wohl dem spottenden Witze lächerlich zu machen? Erweckt nicht etwa „das Wimmern der Verwundeten und Sterbenden" eine ganz andere und sehr unangenehme Vorstellung? — Das folgende

5) Gleichniß zwischen einem „Weibergeschwätz" und einem „unordentlichen Rottenfeuer" hat schon mehr Uebereinstimmung in Ansehung der Correctheit und der Eleganz. Aber ist die baldige und häufige Wiederkehr eines und desselben Gleichnisses, zumahl von einer so entfernten Art erlaubt? Wenn noch dazu der Jüngling, für den der Verfasser schreibt, noch kein Rottenfeuer, keine Schlacht mit angehört hätte — wo bliebe dann die Klarheit der Vorstellung?

6) Derley Gleichnisse, mit welchen unser Verfasser seinen Styl so reichlich, beynahe verschwenderisch ausstattet, sollen nicht bloß dem Geschmacke eine angenehme Unterhaltung gewähren, sondern auch, wie überhaupt alle ungewöhnliche Redeformen, vor allem dem Verstande eine deutliche Belehrung verschaffen. Ein bloßer Zierath, als solcher, hätte wenigstens in der niedern Schreibart keinen Werth; der Haupt-

zweck der Rede (Verständlichkeit) muß hier vor allem hervor leuchten; dann erst kann auch der Nebenzweck (Annehmlichkeit) gleichsam durchschimmern, aber auch nur so fern, daß das Licht nicht durch den Schimmer schillernd oder blendend gemacht wird. — Die Absicht des Verfassers bey der Wahl dieser niedern Gleichnisse war — spottende (satyrische) Züchtigung der Unart. Man sieht sich und sein Betragen ungern mit derley Erscheinungen und Personen in Parallele gesetzt, und dadurch zum Gegenstande des Belachens gemacht. Kann aber das Lächerliche der Unart besser dargestellt werden? — Zu wünschen wäre es, daß das Gleichniß „wie der Bauer dem Altar sich nähert" weggeblieben wäre; denn falls auch in dieser Vorstellung etwas Lächerliches läge, so könnte es nur dem auffallen, dem darüber das Ehrwürdige entginge.

7) Jede Schreibart muß Würde und Anstand behaupten, wenn auch in verschiedenem Grade. So darf denn auch die niedere nicht niedrig werden — weder durch Behandlung ganz unedler Materien, noch durch Vernachlässigung der Form. Hat unser Verfasser gegen die Sprachsitte hier gefehlt? Wir behaupten das Gegentheil. Wenn einmahl der Gedanke gebilligt werden muß, über Unarten u. d. gl. zu schreiben (was der Rhetoriker zu untersuchen hat): so kann wohl auch der Ausdruck selbst (den einzig der Stylistiker zu würdigen hat) deßhalb nicht geta-

delt werden, weil er, wie man sagt, das Ding bey seinem Nahmen nennt. Es wäre eitle Ziererey, wenn derley Unarten mit ihrem Zubehör, durch mildernde Phrasen oder Periphrasen nur schüchtern und obenhin berührt würden. — Ganz anders verhält es sich aber mit dem Charakter des folgenden Abschnittes. Zwar wird die Unart „die Hände in den Hosenlatz zu stecken" mit dürren Worten angedeutet; aber gleich darauf wird sie auch als Unsittlichkeit mit Würde und Ernst, in Gedanken und Worten, gerügt. Denn durch diese Beziehung wird der, an sich niedrige Begriff auf einen höhern Standpunct gesetzt; und dahin muß auch das Wort folgen. Jene erstere Unart beleidiget bloß den äußern Anstand; diese andere aber sogar die sittliche Würde. Jene durfte daher der Redner nur dem Sinne widerlich machen durch einfache Benennung und Beschreibung des Eckelhaften; diese mußte er dem Verstande als unziemend darstellen durch einen ernsten und würdigen Tadel des Unsittlichen.

8) Zwey Metaphern, welche eben so sehr dem Gegenstande als der Absicht angemessen sind. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß sich die Tropen für die niedere Schreibart nicht schicken. Alles schickt sich für alles, wenn jedes nach Umständen gehörig modificirt wird. Wenn Tropen von niederer Art sind d. h. von sinnlichen Vorstellungen auf sinnliche Vorstellungen bezogen werden; wenn sie dem Gegenstande

mehr Klarheit geben, ohne einer andern Eigenheit nahe zu treten; wenn sie gar (wie es hier der Fall ist) nebst der Verständlichkeit auch die Annehmlichkeit befördern: so ist wohl kein Grund anzugeben, weßhalb man sie aus dieser Schreibart ohne alle Rücksicht verbannen sollte. Vielmehr ist es recht sehr zu wünschen, daß diese an sich einfache Darstellungsweise, um nicht einförmig und eben darum ermüdend zu werden, bey jeder Gelegenheit mit angemessenen Figuren ausgestattet und belebt werde. Ist ja auch das einfache Grün eines Wiesenplans mit Blumen besäet, die recht erquicklich und wohlthätig für das Auge sind, ohne dem Wachsthum hinderlich oder dem Genusse schädlich zu seyn!

9) Man wird diese Stelle matt, einförmig, unzierlich finden. Wenn man sie strenge nach den Regeln des Verstandes beurtheilt, so hat man Recht; aber nicht (so paradox dieß klingt), wenn man sie nach den Gründen des Geschmakes untersucht. Dieser wendet immer nur so viel Form an, als sie der Stoff zuläßt und verdient. Der vorliegende Gedanke ist gemein, die Bemerkung alltäglich; folglich kann und soll auch der Ausdruck nur gemein, ohne allen Wortaufwand dahin gestellt werden. Man wähle dafür eine künstliche Form; man gebe dem Satze mehr Ründe und Fülle — kaum wird man ihn deutlicher, gewiß aber nicht zierlicher machen. Zierde am unrechten Orte ist Ziere-

rey. — Damit wollen wir aber nicht sagen, daß der niedere Styl sich offenbare Nachlässigkeiten erlauben dürfe; das Minder muß eben so gut seinen Grund haben, als das Mehr; und wenn ja die Mitte nicht immer so recht getroffen werden kann, so ist das Ueberbiethen allzeit noch verzeihlicher, als das Erschlaffen.

10) Der spielende Witz nimmt es mit Gleichnissen, wie mit Allem, nicht so genau. Ihm sind Uebertreibungen nur um so lieber, als er damit der Vorstellungskraft einen weitern Spielraum und eine angenehmere Unterhaltung verschafft. Nach gehörigem Abzuge bleibt hier freylich nur der breite, glatte Begriff „häßlich"; allein eben deßhalb, weil der Verfasser ihn gleichsam in die Höhe treibt und in Spitzen auslaufen läßt, stellt er ihn in seiner ganzen lächerlichen und piquanten Gestalt dar. Häßlichkeiten, in ihrer natürlichen Blöße dargestellt, sind eckelhaft; aber übertüncht mit bunten, schreyenden Farben, werden sie lächerlich. Das Eckelhafte ist widerlich und abstoßend; das Lächerliche aber anziehend und ergetzlich; nur für den nicht, der sich getroffen fühlt. Aber gerade dieses Belachen liegt in der Absicht des Satyrikers. — Man bemerke übrigens, wie der Verfasser eine gewisse Erscheinung, welche, bey ihrem rechten Nahmen genannt, durchaus widerlich wäre, durch die Redensart „reichlich bevölkert" anständig und doch deutlich genug bezeichnet. So muß selbst in der Schilder-

ung des Häßlichen eine Beobachtung des Anständigen Statt finden.

11) Obgleich die niedere Schreibart zunächst sinnliche Gegenstände darstellt, so ist es ihr darum doch unverwehrt, sie unter verständige An- und Uebersichten zu stellen. So in dieser Stelle. Die einzelnen Unarten im Gange sind gleichsam unter allgemeine Rubriken gebracht, unter denen sie der verständige Leser leichter übersehen kann. Würde hier das Einzelne in abgesonderten, zerstreuten Redensarten auf einander folgen, so fehlte ihnen der so nothwendige innere Zusammenhang, der durch die coordinirten Glieder „unanständig, lächerlich, beschwerlich" auf eine einfache und bündige Art hergestellt wird. Der Verstand muß erst in die Worte, wie in die Erscheinungen, Verhältniß, Ordnung und Zusammenhang bringen.

12) Passet dieses Bild „ein Irrstern, dessen Bahn nicht zu berechnen ist" zu der Vorstellung „eines in Zickzack gehenden Menschen"? Läßt sich das Erhabene mit dem Gemeinen in Vergleichung stellen? Und stimmet das folgende Bild „vorsichtig steuern" mit dem erstern überein? Sind hier überhaupt zur Verdeutlichung Bilder nothwendig?

13) Junge Leute, welche überhaupt Blumen ungemein lieben, werden ohne Zweifel dieser Stelle ihren unbedingten Beyfall geben. „Ein schönes Gleichniß, (werden sie sagen) voll Kraft

und Würde! Wie trefflich ist das Ebenmaß unter den Sätzen, und wie überaus glücklich die Haltung der contrastirenden Glieder! u. s. w." Der prüfende Stylistiker aber, der sich von dem Prunke der Worte nicht blenden läßt, muß ein ganz anderes Urtheil über diese Stelle fällen. Zwar wird er die Periode, an sich und nach den Regeln der Correctheit betrachtet, sehr lobens- und empfehlenswerth finden; aber in Beziehung auf den bezeichneten Gegenstand, unter dem Gesichtspuncte der Eleganz, muß er sie schlechterdings tadeln und verwerfen. Das Schöne hört auf, schön zu seyn, wenn es nicht am rechten Orte, im bestimmten Maße, und vorzüglich mit Uebereinstimmung angebracht wird. Nun kann zwar freylich der Mensch mit einem Thiere verglichen werden, aber nur so fern, als eine Aehnlichkeit in geistiger Beziehung Statt findet (z. B. großmüthig, wie ein Löwe, schlau, wie ein Fuchs u. dgl.); was für eine Aehnlichkeit ergibt sich aber zwischen der „äußerlichen Haltung" eines Mannes, der vor einer Dame, und eines Pferdes, das vor seinem Herrn steht? Wo ist hier ein Verhältniß?

14) Wenn es schon schwer ist, die Grenzen der verschiedenen Schreibarten überhaupt zu bestimmen: so ist es vollends unmöglich, diesen Unterschied im Einzelnen darzuthun; wie z. B. einige Stylistiker behaupten wollen, daß Gaul zur niedern, Pferd zur mittlern, und Roß zur

höhern Schreibart gehöre (!). Nicht Wörter sind es allein, welche den Charakter einer Schreibart ausmachen, sondern Worte d. h. der ganze Complex der Darstellung, die eigentliche Construction der Wörter und Sätze. Man lese nur nochmahl diese Schilderung und Erzählung, mit besonderer Aufmerksamkeit auf die Stellung und Verbindung der Perioden. Die einzelnen Sätze liegen in einer so einfachen Form da, daß es scheinet, sie seyen mehr aufs Gerathewohl hingeworfen, als mit Absicht so hingestellt worden. Und doch folgen sie natürlich nach einander und verschlingen sich bündig in einander; der geschilderte Gegenstand „Philint" tritt in allen Sätzen als Hauptbegriff hervor, und gibt dadurch dem ganzen Gemählde eine bestimmte Haltung, welche durch die Nebenbegriffe nicht geschwächt, sondern noch mehr unterstützt wird.

15) Ein schulrechter Vortrag, wenn er am unrechten Orte oder mit ungebührendem Maße angebracht wird, ist und heißt pedantisch. Er charakterisirt sich durch eine ängstlich berechnete Regelmäßigkeit, durch eine steife, nach dem Maßstabe der Theorie abgemessene Haltung, durch einen erborgten, keine Miene verziehenden Ernst; kurz, durch alles das, wovon unsere Anecdote das Gegentheil aufweiset. Hier ist alles einfach, natürlich und ungezwungen; die Wörter und Redensarten scheinen sich von selbst dargebothen zu ha-

ben; die Sätze folgen nach und in einander ohne angelegte Ordnung, ohne abgezirkeltes Maßverhältniß, ohne erzwungenen Zusammenhang. Nichts ist regelwidrig; aber alles scheint regellos zu seyn. Dazu kommt noch, daß diese leichtfertige Zeichnung mit einer gefälligen, lachenden Färbung überzogen ist. Die Ausdrücke „Posto fassen, herzlich schmunzeln aus tiefschuldigster Anhänglichkeit u. s. w." enthalten zugleich Nebenbegriffe, welche den Held der Anecdote in unsern Augen lächerlich machen. Ohne diese schalkhaften, satyrischen Züge würde die Physiognomie der Erzählung sicherlich sehr gleichgültig, trocken und langweilig seyn. Ueberhaupt ist es Regel, daß das Objective, so oft als möglich, durch ein Subjectives — der Gegenstand durch einen Zustand — belebt und beseelt werden soll. Dadurch erst wird es für die Vorstellungskraft anziehend d. h. interessant. Man wage es nur z. B. in diesem ganzen musterhaften Bruchstücke die scherzhaften, launigen, satyrischen Stellen zu streichen oder in ernsthafte, schulrechte, bloß objectivisirende Phrasen umzubilden: so wird man zugleich alles Interesse aufheben und gleichsam den Geist der Rede tödten. Die Belehrung bliebe zwar, aber die Unterhaltung verschwände, und wohl auch mit ihr die Lust zu hören und — zu lernen.

II. Ueber Menschenkenntniß. 1)

(Aus Campe's Theophron.)

Sobald die Morgenröthe den wiederkehrenden Tag verkündigte, sprang Kleon neugestärkt von seinem Lager auf, und erheiterte seine Seele durch einen Blick in die erwachende Natur, aus welcher Opferdampf gen Himmel wallte. Des Jünglings Herz wallte mit empor; schwebte auf Flügeln des feurigsten Danks vor dem Throne des Allvaters, und flehte um Weisheit und Verstand zur zweckmäßigsten Anwendung des neugeschenkten Tages.

Jetzt quoll in feyerlicher Stille die allbelebende Glut der Sonne über den Wald hervor. Und Kleon eilte, seiner Gewohnheit nach, zum väterlichen Schlafgemach, des geliebten Greises Hand zu küssen, und seinen Segen zu empfangen. Er fand ihn gleichfalls schon im Genuß der Morgenscene; und auf seinem ehrwürdigen Antlitz schwebte das stille ruhige Lächeln eines späten Sommertages, wenn die Stauden schon zu welken, die Blätter schon zu fallen beginnen.

„Es ist ein großer und rührender Anblick, sagte Theophron, den die aufgehende Sonne uns gewährt; aber ich kenne einen andern, der noch größer und noch rührender ist, als dieser."

Welchen, mein Vater? fragte Kleon.

„Den, antwortete der Greis, einen Jüngling zu sehen, der mit dem göttlichen Feuer der Weisheit und Tugend im Herzen, mit gesunden und im Ebenmaß ausgebildeten Kräften des Leibes und des Geistes,

jetzt zum ersten Mahle am Horizont der bürgerlichen Welt, als ein neues wohlthätiges Gestirn erscheint, um Licht und Wärme, Erkenntniß und Wohlseyn in seinem Wirkungskreise auszugießen.."

Des Jünglings Wangen färbten sich mit bescheidner Röthe; sein Blick senkte sich zur Erde.

Komm her, mein Sohn, fuhr Theophron mit nassen Augen fort, indem er ihm die Hand reichte. Noch einen Hügel, auf dem du freyer um dich blicken und noch mehr Irrwege des Lebens übersehen wirst, muß ich dich selbst hinanführen: dann sollst du mit Gott und gutem Muthe allein hervortreten. — Aber erst öffne mir jene Fenster, damit die mildernden Strahlen der Sonne ungebrochen, und die reine balsamische Morgenluft in ihrer ganzen erheiternden Kraft auf meine Nerven fließe; denn, was ich nun dir noch zu sagen habe, betrifft die Menschen, mit denen du künftig leben wirst; und ach, mein Sohn! es ist so schwer von ihnen zu reden, ohne bitter zu werden! Der Mann von gutem Herzen, der sie kennt, sollte nie anders, als in freyer Luft, bey offnen Fenstern wenigstens, sie zu schildern wagen. 2)

Kleon öffnete die Fenster, und Theophron fuhr mit heiterer Miene fort:

Von Natur, mein Sohn, sind die Menschen fürwahr! ein gutartiges Geschlecht. Wären sie das nicht, und hätten diejenigen, welche uns die Menschheit, so wie sie noch jetzt aus den Händen ihres Schöpfers kommt, mit so traurigen und gehässigen Farben schildern, recht gesehen: wie wär' es doch möglich, daß

bey so vielen gesellschaftlichen Einrichtungen, welche geradezu darauf abzielen, uns zu verschlimmern, von guten Menschen noch gehört würde, halbgute Menschen wirklich so häufig noch zu finden wären? Dieß allein, daß die Menschen noch nicht alle Teufel sind, welche leiden, und Leiden machen, da in kultivirten Staaten doch so vieles darauf abzweckt, solche verworfene Wesen aus ihnen zu machen, ist ein sicherer Beweis, daß der Stoff, aus dem wir geformt sind, ausnehmend gut, und einer gänzlichen Verderbniß so leicht nicht ausgesetzt seyn müsse. Damit stimmt denn auch die philosophische Zergiederung unserer ursprünglichen Eigenschaften, sogar die Auflösung unserer Laster in ihre letzten Bestandtheile, vollkommen überein. Die Aeußerungen unserer Kräfte und Neigungen mögen in ihrem Ausflusse noch so trübe seyn: man gehe bis zur Quelle zurück, und man wird sie rein und lauter finden. 3)

Ich habe geglaubt, diese Anmerkung, deren Wahrheit sowohl durch Vernunftschlüsse, als auch durch Beobachtung, außer allen Zweifel gesetzt werden kann, voranschicken zu müssen, damit du durch dasjenige, was ich von der dermahligen allgemeinen Verunstaltung der menschlichen Natur hinzuzufügen habe, dich nicht dergestalt erschrecken lässest, daß du an dir selbst und an der Menschheit überhaupt verzweifelst. Was in seiner Quelle lauter ist, das kann, wenn's durch Zufall trübe ward, auf eine oder die andere Weise auch wieder geläutert werden.

Noch eine vorläufige Bemerkung, welche dem Menschenkenner gleichfalls zu einiger Beruhigung gereichen kann: Die Menschen sind das, was sie sind — gut oder böse — höchstselten aus Grundsätzen, höchstselten aus eigner freyer Wahl, sondern meistentheils auch aus Noth und dringendem Bedürfniß. Diese Beobachtung gilt von ihren Tugenden, wie von ihren Lastern, vorzüglich aber von den letztern. Seitdem die Menschen sich zu Tausenden, und die Tausende zu Millionen, in einen einzigen Staatskörper zusammengefügt haben; seitdem die Fürsten, um diesen ungeheuren Körper nach ihrem Wohlgefallen zu lenken, das allgewaltige Mittel der Entnervung, die schönen Künste mit ihrer beständigen Gefährtinn, der Ueppigkeit, in Gang zu bringen wußten; und seitdem hierauf durch übertriebene Verfeinerung die wenigen ursprünglichen Triebe der Menschheit zu unzählbaren einst unbekannten Begierden gleichsam gespaltet wurden: haben die menschlichen Bedürfnisse, und mit ihnen die Gelegenheiten zu öftern Collisionen, die Veranlassungen und Versuchungen zu gegenseitigen Ungerechtigkeiten und Ueberlistungen, bis ins Unendliche sich vervielfältiget. Einer drängt nunmehr den andern, wie bey einem Zusammenlauf des Volks auf enger Straße; einer sucht den andern von sich abzuhalten, um sich selber Luft zu schaffen; einer tritt dem andern auf die Füße, nicht, weil er treten will, sondern weil er selbst getreten wird, und sich dadurch genöthiget sieht, seinen Fuß zurückzuziehen, und ihn auf den Fuß seines Nebenmannes zu setzen. Nur sehr wenigen festen Seelen

von herkulischen Kräften und von ausdauernder Recht=schaffenheit ist es gegeben, sich gegen den allgemeinen Drang zu stemmen, unbeweglich dazustehn, und lieber den Fußtritt der Eindringenden zu dulden, als selbst auf andre einzudringen oder loszutreten. 4)

Aus dieser Beobachtung, für deren Richtigkeit je=der Weltkenner dir die Gewähr leisten wird, fließen drey wichtige Folgen ab; die eine für dich, mein Sohn, und für jeden Jüngling, der, wie du, im Begriffe steht, in das Gedränge der menschlichen Gesellschaft einzutreten, die andere für den Beurtheiler der Men=schen, und die dritte für die Gewaltigen dieser Erde, in deren Hände die Vorsehung das Wohl und Weh der Völker legte. Ich will die letzte zuerst aufdecken.

Wenn es wahr ist, — und das ist es, bey allem was heilig heißt! — daß die Vermehrung der Bedürf=nisse eine unläugbare Hauptursache der Verschlimmer=ung der Menschheit, ein unläugbares Haupthinderniß unserer Glückseligkeit ist: was müßten die Vormünder der Menschheit, wenn es ihnen nicht sowohl um Vergrößerung ihrer Finanzen, als vielmehr um Ver=minderung des allgemeinen Elendes, um Beförderung jeder schönen Tugend, und um Beglückung ihres Volks zu thun wäre, zu ihrer ersten und wichtigsten Sorge machen? Dieses, was so leicht kein Finanzminister sei=nem Fürsten rathen wird — durch eine kräftige Ein=schränkung des Luxus, und durch Veranstaltung einer natürlichern und einfachern Erziehung, der Bedürfnisse weniger zu machen, und den ausgetretenen Strom der menschlichen Begierden wieder in sein ursprüngliches

Bett wieder zurückzuführen. — Ob von unsern heutigen Antoninen sich ein einziger dieses Verdienst um die Menschheit erwerben werde? 5) Hoffe, mein Sohn, so viel du kannst, und vernimm jetzt die zweyte Folge unserer Beobachtung, welche für den Beurtheiler der Menschen gehört:

Sind Verwöhnung, Noth und Bedürfniß wirklich die gewöhnlichsten Triebfedern menschlicher Handlungen; und ist es wirklich eine so seltene Erscheinung, daß jemand aus freyer Wahl und nach eigenen Grundsätzen handle: o so laßt uns doch nicht auf Rechnung der schuldlosen menschlichen Natur setzen, was die dermahlige Lage der Menschheit bey der gegenwärtigen Weltverfassung allein verschuldet! Wenn der Bach, der vorher still und klar zwischen beblümten Ufern in seinem reinen Sandbette dahinfloß, durch Abdämmung gezwungen wird, sich in eine weite, leimigte, allen Winden offenstehende Fläche zu ergießen, um etwa hier einen See zu Lustfahrten für den Herrn der Gegend zu bilden, dort die feste Burg eines Tyrannen unzugänglich zu machen; ist es seine Schuld, wenn er hier einen Garten, die Freude seines Besitzers, dort ein Saatfeld, die Hoffnung des Landmanns, überschwemmt, und wenn sein ausgetretenes Wasser, von gewaltigen Winden geschaukelt, die Farbe des Bodens gewinnt, über den er sich verbreiten mußte? 6)

Die dritte Folge und zwar für dich, mein Lieber! Ich habe Sorge getragen, daß deine Erziehung so einfach und natürlich wäre, als der Einfluß vieler Dinge, welche nicht in meiner Gewalt standen, es nur immer

erlauben wollte. Du hast gelernt, vieler Sachen ohne Mißvergnügen zu entbehren, welche andere Menschen zu den Nothwendigkeiten des Lebens rechnen, und manches kleine Ungemach ohne Murren zu ertragen, worunter andere Menschen sich in hohem Grade elend fühlen würden. Gern wär' ich hierin noch strenger, oder richtiger gesagt — noch gütiger gegen dich gewesen; hätte gern dein ganzes körperliches und geistiges Wesen zu noch einfachern Bedürfnissen herabgestimmt: allein ich hab' es nicht gekonnt, weil ich kein Mittel fand, mein Haus zu einer Insel zu machen, dich selbst vor jedem schädlichen Einflusse von außen her sattsam zu verwahren. Aber, wenn du dich selbst liebst; wenn du leichter, sorgenfreyer, gesunder und froher, als andere, durch dieß Leben einherzugehen wünschest; wenn du vor der traurigen Nothwendigkeit, vielvermögenden Thoren zu schmeicheln, und vor mächtigen Schurken zu kriechen, dich auf immer verwahren willst; wenn du die Pflicht, niemanden zu nahe zu treten, dir erleichtern, die Gelegenheiten zu verdrießlichen Collisionen mit andern vermindern, und dich selbst in den Stand setzen willst, bey allen deinen Unternehmungen auf gerader Straße, und mit festen zuversichtlichen Tritten ruhig einherzugehen: o so laß es doch ja dein vorzüglichstes Geschäft seyn, deine ganze Lebensart, alle deine Triebe und Bedürfnisse noch mehr zu vereinfachen, immer mehrerer Dinge zu deiner Glückseligkeit entbehren zu lernen, und dich immer mehr und mehr an dem zu halten, was der unverderbten menschlichen Natur genüget, und was jeder gesunde und arbeitsame Mensch

sich in jedem Stande leicht erwerben kann. Dann, mein Sohn, wirst du weniger empfänglich gegen Beleidigungen und Kränkungen seyn; dann wirst du auf die Thorheiten der Menschen und auf die kleinen endlosen Kriege ihrer Leidenschaften ruhiger herablächeln können; dann wirst du, weil du wenig zu wagen hast, was dir wirklich schätzbar ist, bey aller Eingeschränktheit deines Standes und deines Einflusses, das Herz haben, dem reichen und mächtigen Unhold, der seine eigensinnigen Launen dir oder andern zum Gesetz machen, dich oder andere in rechtmäßigen und gemeinnützigen Unternehmungen stören, dich oder andere unterdrücken möchte, dreist die Spitze zu biethen, und daneben oft der Freude genießen können, dem Schwachen ein Beschützer, dem Unterdrückten ein unentgeldlicher Sachwalt zu seyn. Denn, glaube mir, ein braver Mann von wenigen Bedürfnissen ist ein Fels im Meer, an dem die mächtigsten Wogen zerschellen und vergebens schäumend zurückprallen müssen. 7)

Anmerkungen.

1) Der Gegenstand, den dieses Bruchstück enthält, betrifft die Menschen in abstracto; der Zustand, in dem sich Redner und Zuhörer befinden, ist überhaupt die ruhige und ernste Betrachtung; der Standpunct, unter welchem die Lehre aufgestellt und aufgefaßt wird, richtet sich nach dem Verhältnisse, in welchem ein Vater zu einem Sohne steht, der den bedeutendsten Schritt im Leben, den Eintritt in die Welt, zu

thun im Begriffe ist. Nach diesen drey Rücksichten zugleich wird daher auch die Schreibart einen (vorherrschenden) Charakter annehmen, welcher Ernst und Ruhe, eine schulrechte Regelmäßigkeit, und eine gründliche, der jugendlichen Fassungskraft angemessene Belehrung in sich vereiniget.

2) Warum der Verfasser eine Einleitung, und gerade diese Einleitung zu seinem fortgesetzten Unterrichte gewählt habe, — dieß zu untersuchen, und zu beurtheilen ist eine Aufgabe für den Rhetoriker. Der Stylistiker, der es mit der Gestaltung eines bereits gedachten Stoffes zu thun hat, sieht nur auf die Darstellung; er untersucht nur so fern den Stoff, als durch ihn irgend eine Form bedingt wird, und prüfet dagegen die Form selbst so wohl nach den allgemeinen Vorschriften des Verstandes, als auch nach den besondern Gründen des Geschmackes. — Wir haben Grund, diese Einleitung wegen ihrer Eleganz sehr zu rühmen (ihre Correctheit setzen wir ohnehin voraus). Der Sonnenaufgang ist zwar an sich eine gewöhnliche Sinnenerscheinung, für einen Menschen wenigstens, dessen Einbildungs- und Gefühlskraft auf einer niedern Stufe steht. Aber für den empfindsamen Jüngling und den gebildeten Mann hat dieses Phänomen eine ungleich höhere Bedeutung, so daß es in ihnen nicht etwa nur einen vorübergehenden Sinnenreitz erregt, sondern einen tiefergreifenden Eindruck auf

die Phantasie und das Gemüth macht. Unter diesem höhern Standpuncte führt daher unser Verfasser seinem Kleon dieses erhabene Naturschauspiel vor — nicht in einer zur Noth verständlichen, überfärbten Zeichnung, sondern als eine bildreiche Mahlerey für das geistige Auge, für die Phantasie, und als eine lebendige, warme, gemüthvolle Scene für das Gefühl. Daher die schöne, dem religiösen Gemüthe natürliche Vorstellung „die Natur, auf welcher Opferdampf gen Himmel wallt"; daher die kühne, der jugendlichen Phantasie angemessene Metapher „auf Flügeln des feurigsten Dankes vor dem Throne des Allvaters schweben"; daher endlich die anschauliche, dem erhabenen Gegenstande entsprechende Schilderung des Sonnen-Aufganges selbst „wie ihre allbelebende Gluth in feyerlicher Stille hervorquoll"! — Hierauf gründet sich auch die Richtigkeit und Angemessenheit der folgenden Allegorie: „auf seinem Antlitz schwebte das stille, ruhige Lächeln eines späten Sommertages rc." Diese Ideen-Association, dieser vergleichende Contrast zwischen dem Aufgange der Sonne und dem Untergange des greisen Vaters, ist in der Seele des Jünglings sehr natürlich und in der Natur der Sache selbst gegründet. Nur machen „die Stauden" in einem so rührenden und erhabenen Bilde eine unangenehme Störung. — Daß im folgenden der Eintritt eines Jünglings in die Welt mit dem Aufgange des Tagsgestir-

nes in Vergleichung gesetzt wird, mag der Rhetor tadeln, und etwa bemerken, wie schon das unschuldige Erröthen des Jünglings die übertriebene Schmeicheley des Vaters gleichsam Lügen strafe; der Stylistiker muß es dagegen loben, daß die Form dieses Gegenbildes eine eben so große, würdige Haltung hat, wie das Bild selbst. Es ist (wie in der Mahlerey) Stück und Gegenstück, von gleicher Größe, gleicher Einfassung, gleicher Färbung. Jedermann erkennt sogleich im Gegenbilde den allegorischen Wiederschein des Bildes. — Was nun folgt, macht den Uebergang von der Poesie zur Prosa. Man sieht, wie allmählig die Bilder verbleichen, und sich in Begriffe auflösen.

3) Um die stylistischen Hülfsmittel zu entdecken, deren sich ein trefflicher Schriftsteller zur Verdeutlichung seiner Gedanken bedient, darf man nur die ausgeführten (amplificirten) Sätze auf ganz einfache zurückführen (reduciren), und dann eine prüfende Vergleichung zwischen beyden anstellen. Diese Methode (die unter andern auch der berühmte Franklin, nach seinem eigenen Geständnisse, mit Vortheil anwandte) ist die leichteste und sicherste, um in den Geist des Styles überhaupt und in den Geist einer jeden Schreibart, besonders der correcten, einzugehen. Wir wollen sie sogleich hier anwenden. — Der Inhalt dieser Sätze ist beyläufig folgender: „Von Natur sind die Menschen ein gutartiges Geschlecht. Wären sie das nicht, so könnte man nicht

begreifen, wie es bey der jetzt bestehenden Verfassung der menschlichen Gesellschaft überhaupt noch gute und noch so viele mittelgute Menschen geben könne. Dieß allein schon beweiset den aufgestellten Satz. Auch bestättiget ihn (nicht nur die Geschichte, sondern auch) die Philosophie.“ Der erste Satz, als Thema, das erst bewiesen und erläutert werden muß, ist in einer ganz einfachen, jedoch durchaus bestimmten Form aufgestellt; er soll die Behauptung gleichsam nur hinwerfen, um zur Untersuchung anzureitzen. Die zwey folgenden Sätze, welche den (indirecten) Beweisgrund enthalten, haben schon mehr Ausführlichkeit; die Behauptung der Gegner wird vorangeschickt; die Gegenbehauptung in Form eines Zweifels hingestellt; die Beweisführung selbst mit dem Schlusse deutlich und kräftig auseinander gesetzt. Beyde Sätze enthalten freylich nur Einen Gedanken, Einen Vernunftschluß; und müßten so fern auch nur Eine Periode bilden; aber bey dem ersten Ueberblicke sieht man, daß der reichhaltige Stoff nicht in die einfache Form Eines Satzes gezwängt werden könne, ohne entweder den Gedanken dürftig, oder den Ausdruck schwerfällig zu machen. In der letztern Periode ist ohnehin das Subject „dieß allein“ durch die vielen Bey- und Mittelsätze, von der Copula und dem Prädicate zu weit getrennt; ein Uebelstand, dem freylich nach der Anlage des Ganzen und bey der Ausführung jedes Einzelnen gar

nicht oder doch sehr schwer abzuhelfen war. — Daß der letzte Satz, als der directe und ungleich wichtigere Beweisgrund, beynahe nur zur Noth angedeutet, nicht aber seinem Gehalte gemäß ausgeführt worden ist, scheint beym ersten Anblicke tadelnswerth zu seyn. Allein wenn man bedenkt, daß der Jüngling, an den sich die Rede richtet, für eine philosophische Deduction noch zu unreif ist; daß die Materie selbst durch Anbequemung für den jugendlichen Verstand an wissenschaftlicher Gründlichkeit verlieren würde: so wird man dieß oberflächliche Verfahren des Redners bey einer übrigens sehr gehaltvollen Materie allerdings rechtfertigen müssen. In solchen schwierigen Puncten, wo eine gründliche Belehrung nicht möglich, und doch eine Belehrung nöthig ist, bürget das Ansehen des Lehrers für die Wahrheit der Lehre; statt in das Warum einzugehen, ist es genug, das Wie anzugeben — etwa (wie es hier geschieht) in einem Gleichnisse, das den Lehrling in der Klarheit auch die Wahrheit ahnden läßt.

4) Eine von den vielen, in diesem trefflichen Buche vorhandenen Stellen, die sich eben so sehr durch einen üppigen Reichthum der Gedanken als durch eine reine, gefällige Ründe und Fülle des Ausdruckes auszeichnen. Die Skizze, das einfache logische (Gedanken-) Netz, ist folgendes: „Seitdem die Menschen in Staaten zusammen leben, haben sich ihre Bedürfnisse, und damit auch die

gegenseitigen Beschränkungen, Ungerechtigkeiten und Ueberlistungen unendlich vermehrt. Fast alle drängen und treiben andere, und lassen sich von andern drängen und treiben. Nur wenige behaupten frey und muthig ihren Platz.“ Diese einfachen Sätze, wie sie hier stehen, bilden nur (wie wir es nannten) eine Skizze, d. h. sie enthalten nur die allgemeinen Grundzüge der Gedanken, und deuten nur beyläufig das an, was eigentlich die Perioden selbst ausführen. Nun vergleiche man damit die vollendete Zeichnung in unserm Original; man betrachte, wie jeder Grundzug gleichsam in Nebenzüge sich auflöset, welche, als ein in sich geschlossenes Ganzes, den nähmlichen Grundzug, nur in einer erweiterten, ausgebildeten Gestalt darstellen; man sehe besonders, wie „dieses Staatsleben“, das dem unerfahrnen Jüngling in der abstracten Form des ersten Satzes noch undeutlich, wie aus einer Ferne, vorschwebt, durch die bildliche Form des zweyten Satzes so nahe gerückt, so klar und anschaulich geschildert wird; wie dieses Gemählde, nebst dem deutlichen Begriffe, auch das abstoßende Gefühl erregt gegen die Kleinheit und Niedrigkeit der menschlichen Bestrebungen und Anmaßungen; wie gerade auf diesem tragi-komischen Tableau „der Weise, der sich gegen den allgemeinen Drang stemmt“ als eine seltene Gestalt da steht, bey der wir um so mehr mit Hochachtung und Bewunderung verweilen, da sie durch anspruchlose, und doch nachdrucksame Würde auffällt.

5) Ob überhaupt diese Folge „für die Gewaltigen dieser Erde“ in einer Belehrung für einen unerfahrnen Jüngling, der so eben in die Welt tritt, am rechten Platze stehe, oder nicht; ob die Berührung dieses Punctes vielleicht durch die Absicht des Verfassers entschuldigt werden könne, der seinem Buche einen ausgedehntern Kreis, als die Jugendwelt, anwies: auf diese und ähnliche Fragen wird die Rhetorik antworten.

6) Die prosaische Schreibart nähert sich hier der poetischen an; der Ton der ruhigen Betrachtung erhöht sich zum Tone der sanften Rührung, und die abstracte Form des Ausdrucks verwandelt sich in eine bildliche. Wer dabey dem Verfasser die Absicht unterstellen würde, als habe er durch eine angenehme Mannigfaltigkeit das Trockne, Dürre und Unfruchtbare der Prosa vermeiden wollen, der würde sich eben so sehr irren, als wer ihm deßhalb den Vorwurf machen wollte, daß er durch dieses Abspringen von der Prosa zur Poesie die Einheit des Tones verletzt habe. Wer ohne Grund die Form verwechselt, hat eben so Unrecht, als derjenige Recht hat, der mit Grund die Form verändert. Dieser Grund aber liegt tiefer als in der bloßen Wortform; die Darstellungsart muß aus der Vorstellungsart hervorgehen; die äußere Gestalt der Worte muß sich bilden nach den innern Gestalten des Kopfes und des Herzens, und, nach Um-

ständen, als Gedanke, oder als Gebilde oder als Gefühl sich äußerlich darstellen. Wer die Wahrheit dieser Bemerkung anerkennt und einsieht, der wird die Ausdrucksweise dieser Stelle recht sehr gutheißen. Die Herabwürdigung der menschlichen Natur kann entweder als ein Irrthum oder auch als eine Ungerechtigkeit angesehen werden; jener verlangt eine ruhige, ernsthafte Berichtigung, diese erregt innige Theilnahme und freundliche Zurechtweisung. Diese Ueberredung des Herzens, welche zwischen der kalten Ueberzeugung des Verstandes und der ungestümen Erregung des Gefühles die Mitte hält, kleidet sich besonders in die Bildersprache ein, in die Sprache der Phantasie, die dem Verstande wie dem Gefühle gleich befreundet ist. — Sie ist freylich nicht so überzeugend, wie die Begriffssprache, und nicht so ergreifend, wie die Gefühlssprache; aber sie setzt beyde Kräfte zugleich in Thätigkeit, und indem sie das Wahre im Schönen nur ahnden läßt, versichert sie desto mehr, gegen jeden lieblosen Angriff des Verstandes, die ungestörte Theilnahme des Gefühles.

7) Es ist ein großer Unterschied zwischen Sprechen und Reden, so wie zwischen Reden und — Schwätzen. Sprechen heißt, seine Gedanken zur Noth andeuten — Reden, seine Gedanken in der Absicht ausführen, um die möglichste Deutlichkeit zu erzielen. Der Sprecher will nur, daß er verstanden — der Redner, daß er voll-

kommen verstanden werde. Jener gibt das einzelne Wort hin, wie es ist, in der Voraussetzung, daß der Zuhörer den Sinn selbst aufsuche; dieser führt die ganze Familie des Wortes und des Begriffes vor, so daß der Zuhörer nur aufmerken und auffassen, nicht selbst entwickeln und ausbilden darf. Anderseits macht freylich der Schwätzer auch viele Worte, wie der Redner; aber er gibt nur Worte, nicht, wie dieser, zugleich Begriffe. Jener paraphrasirt, dieser periphrasirt. Der Schwätzer führt uns im Kreise umher, um einen Drehpunct, so daß wir zuletzt, von Schwindel ergriffen, den Punct selbst aus dem Auge verlieren; der Redner führt uns durch den Umkreis gleichsam in einer Spiral-Linie, so daß wir mit jedem Schritte das Gebieth des Wissens in erweiterter und vergrößerter Gestalt wahrnehmen, ohne den Standpunct, von dem man ausgegangen, aus dem Gesichte zu verlieren. — Wenden wir diese Bemerkungen auf die vorliegende Stelle an. In der gewöhnlichen einfachen Sprache würden diese Gedanken etwa so ausgedrückt werden: „Wenn du dich, dein Glück und deine Tugend liebst, so suche dich immer nur auf das Einfache und Natürliche zu beschränken; dann wirst du zufrieden, glücklich und rechtschaffen seyn.“ Damit kann sich aber die künstliche, überzeugende Rede nicht begnügen; denn sie verlangt, daß die Gedanken nicht bloß errathen, sondern begriffen, nicht bloß begriffen, son-

dern auch angeschaut werden können. Darum hat unser Redner die Begriffe entwickelt, oder (was Eins ist) die Wörter um-schrieben — gleichsam den Um-kreis jedes Begriffes und Wortes bestimmt, eingetheilt und ausgeführt. Er sagt z. B. nicht nur, was es heiße „sich selbst lieben“ (nähmlich „streben nach Sorglosigkeit, Gesundheit, Frohsinn, nach Freyheit und Selbstständigkeit, Verträglichkeit und Gemeinnützigkeit, Glück und Tugend“), sondern auch, was man vereinfachen müsse („die ganze Lebensart, alle Triebe und Bedürfnisse“), worin das Natürliche bestehe („was der unverderbten menschlichen Natur genüget, und was jeder gesunde und arbeitsame Mensch sich in jedem Stande leicht erwerben kann“) u. s. w. Hätte er uns freylich nur um der lieben Redseligkeit willen in die Länge und Breite umher geführt, so dürften wir ihm dafür wenig Dank wissen, und wir nähmen das schlichte Wörtlein lieber, als die vielen Prunk-Phrasen. Aber er hat uns zugleich über das Wörtlein belehrt; er hat die Begriffe selbst erörtert; unsere Kenntniß erweitert, und uns so während dem Umherführen zugleich in die Tiefe blicken lassen. Sogar der Schlußsatz, obwohl er beynahe nur der Wiederhall des Vorigen ist, verdeutlichet den Sinn, indem er ihn verstärkt. Er sagt zwar nichts Neues, aber das Alte auf eine neue Art. Der Lichtstrahl, der eine weite, breite Fläche beleuchtete, wird gleichsam in seine Farben gebro-

chen; und was vorher in einer ausgeführten Zeichnung vor uns stand, erscheint hier in einem farbenreichen Gemählde nach einem verjüngten Maßstabe (en migniature). Der Begriff wird uns nochmahl unter der Form eines Bildes dargestellt, der Zustand der ernsten Betrachtung in den Zustand der Beschauung verwandelt, und so die ganze Seele in allen ihren Kräften ergriffen.

III. Das Irrenhaus. 1)

(Aus „Engel's Philosophen für die Welt")

Friedberg war noch sehr jung, als ihm schon seine vorzüglichen Fähigkeiten einen Ruf nach der Hauptstadt erwarben. Sein Vater, ein würdiger Landgeistlicher, der selbst der erste Lehrer dieses einzigen Sohnes gewesen war, und der nachher an die Bildung desselben alles das Seinige verwandt hatte, ließ sich weder durch die Weite der Reise, noch die Schwachheiten des Alters abschrecken, ihn zu begleiten. — „Ich muß doch sehen, sagte er, wo er bleibt, und muß ihm noch einen Beweis der Liebe geben, der ihm mein Andenken theurer mache. Er selbst wird einmahl ein desto liebreicherer Vater werden, je eines liebreichern er sich zu erinnern hat." Und so riß er sich, mit ihm zugleich, aus den Armen der Mutter.

Sie besahen, nach ihrer Ankunft, die Merkwürdigkeiten der Stadt, und noch den Tag vor der Rückreise des Vaters gingen sie in die öffentliche Anstalt für Wahnsinnige und Rasende. Die mancherley schreckensvollen Auftritte, die sie hier fanden, wirkten auf

den Sohn mit aller Stärke der Neuheit; er hatte noch nie die menschliche Natur in so tiefer Erniedrigung gesehen. Aber mehr als Alles rührte ihn der Anblick eines freundlichen Greises, der ehemals ein Mann von Ansehen und Verdiensten gewesen war, und jetzt in Allem, was er sagte und that, sich völlig als Kind zeigte. — Der Aufseher erzählte ihnen, wie dieser Unglückliche durch die Laster seiner Söhne um Güter und Ehre, und zuletzt auch um seine Vernunft gekommen; und zu jedem Puncte dieser Erzählung winkte der Greis lächelnd, als ob er ihre Wahrheit bestätigen wollte. Vormahls, fuhr der Aufseher fort, hatte er Augenblicke, wo er seinen Zustand inne ward; und dann bat er Gott mit einer Wehmuth, die selbst mich Abgehärteten rührte, ihn von der Welt zu nehmen; jetzt hat er nun dieser Augenblicke nicht mehr; der Kummer um seine Vernunft hat sie selbst völlig in ihm ertödtet. Auch dieß bestätigte der Greis mit einem freundlichen Winke; und sah dann doch, als ob noch eine dunkle Erinnerung bey ihm übrig wäre, mit einem trüben Auge gen Himmel. —

Der Sohn ging stillschweigend an der Seite des Vaters, bis sie wieder in ihrer Wohnung waren. 2) — Großer Gott; rief er dann aus, wie entsetzlich ist doch das Schicksal, seine Vernunft zu verlieren! Noch nie, weil ich denken kann, hab' ich diesen Schauder, diese Vernichtung in mir empfunden. — Zu seyn und doch nicht mehr zu seyn! Bey aller Blüthe des Lebens ein bloßer athmender Leichnam zu werden, der bloße umherirrende Schatten einer abgeschiedenen Seele! —

Denn was sind diese Unglücklichen anders? Wenn unser Selbst in dem Bewußtseyn unser selbst besteht; was ist dann der Verlust dieses Bewußtseyns, als Tod, als Vernichtung? — Und selbst das Verfahren mit diesen Elenden! wie man sie aus der Zahl der Lebendigen ausstößt, sie einkerkert, vergräbt; behandelt, als ob sie nicht da wären, nicht hörten! wie man in ihre Gegenwart tritt und ihre Leiden erzählt, indeß sie ruhig dasitzen und lächeln; nicht anders, als ob man vor das Bild eines Todten träte, der einst ein edler Mann war, und nun dahin ist!

Er schwieg einige Augenblicke, und ging umher, eh' er fortfuhr: O die Schicksale der Menschheit! Ich habe mich so oft entsetzt, daß ich war, wenn ich erwog was ich werden könnte. 3)

Und doch, nahm hier der Vater das Wort — so sehr der Zustand dieser Elenden auch mich gerührt hat; — in der Vorstellung ist er schrecklicher, als in der Empfindung. Kann der Mangel des Bewußtseyns für den noch Elend seyn, der es verlor?

Das nicht. So wenig, als der Tod für den Todten. — Aber wenn es nun noch da ist, oder zurückkehrt, dieses Bewußtseyn? wenn der Elende Gott mit Thränen um seinen Tod bittet; oder, gleich Jenem, auf den dürren Wipfel eines Baums zeigt, dessen untere Zweige noch grünen, und mit Erschütterung ausruft: Er stirbt von oben!

Mäßige deine Empfindungen! sagte der Vater. Du denkst dir das Bewußtseyn dieser Unglücklichen mit aller der Klarheit, aller der Kraft, wie dein eignes; aber deren sind ihre zu geschwächten, zerrütteten See-

len wohl nicht mehr fähig. — Und wären sie ihrer fähig: — der Arzt verzweifelt nur dann, wenn der Kranke nicht mehr fühlt, daß er leidet. Es wäre Hoffnung zum Leben.

Hoffnung! — ah, ich fürchte, wie auf dem Gange zum Hochgerichte; ein matter, trüber Schimmer von Hoffnung! — Und die Furcht, die sich ihr anhängt, mein Vater! — Wenn man bedenkt, was das sagen will: seine ganze Kraft so gehemmt zu fühlen! nur noch Vernunft zu haben, um ihrem Verschwinden mit zuzusehen! um dem Verlöschen dieses göttlichen Funkens mit zuzusehen, der unsre Würde, unsere ganze Seligkeit ausmacht! in dem tödtlichsten aller Gedanken nicht bloß das Ziel seines Fortgangs zu denken, auch sein Zurücksinken von jeder erreichten Stufe bis zur Kindheit, bis unter die Kindheit hinab; Gott! Gott! welch Gefühl muß das seyn! — Und wenn nun das vollends einen Mann trifft, der sich näher an den Gipfel hinangearbeitet hatte; wenn so ein Mann nun in die entsetzliche Kluft schaut, die sich unter ihm aufthut; wenn er seinen Fuß schon ausgleiten fühlt, den Boden schon vermißt, der ihn tragen könnte: — o, ich seh' ihn, ich seh' ihn! — noch hängt er mühsam da an einem zitternden Arme; noch ringt er mit aller Kraft seines Wesens, sich neuen Schwung zu geben; — umsonst! umsonst! Sein Gewicht zieht ihn tiefer und immer tiefer, und in ohnmächtiger Verzweiflung gibt er sich auf, und verschwindet. 4) — — Sie sprachen von schwächerm, von dunklerm Bewußtseyn? Und wenn dieß auch beym Erwachen derer wäre, die nur Kinder,

nur Schwachsinnige wurden; was wird's bey denen seyn, deren wildes, tobendes Blut man nur mit Ketten bändigt? Werden auch diese, wenn sie erwachen — —

Er schwieg von neuem, und auch der Vater saß nachdenkend und traurig; denn er hatte schon den Schmerz des Abschieds im Herzen. Er überdachte die künftige weite Entfernung von seinem Sohne, überdachte die Gefahren, die ihn umringen würden, sein noch so jugendliches Alter und das rasche Feuer seines Charakters; und alles das, mit den Eindrücken zusammengenommen, die er gehabt hatte, erfüllte sein ganzes Herz mit Wehmuth.

Man hat den Tod, fing der Sohn wieder an, das Schrecklichste unter dem Schrecklichen genannt; was müssen Wahnsinn und Raserey seyn, wenn diese jenen zur Wohlthat machen? — Und im Grund; was heißt auch Sterben? Wenn es das allgemeine Schicksal Aller ist, die geboren wurden; wenn es oft nur auf uns, auf die Größe unsrer Seele ankommt, daß es zu unserm letzten, herrlichsten Ruhme werde; wenn jeder, der den fühllosen Leichnam ausgestreckt sieht, mit Gedanken seines eigenen Todes an seine Brust schlägt, und wir dann, den Augen der Menschen entnommen, in ewiger Ruhe schlummern: o, wie wenig, wie nichts ist denn das! wie nichts gegen jenen schrecklichern Tod, wo in so mancher Seele das Mitleiden Verachtung, stolzer Spott über den Unglücklichen wird; wo sich so gar nichts thun läßt, das unser Elend ehrenvoll mache; wo man oft im Grabe wieder lebendig wird, um den Gräuel seiner Verwesung zu sehen! 5)

Deine Bilder werden gräßlich, sagte der Vater.

Uebertreib' ich sie aber? — Das Elend der Menschheit, in seinen tausend und tausend Gestalten, steht vor mir; aber in keiner seh' ich es so schwarz, so furchtbar, so meine ganze Natur erschütternd.

Weil jetzt diese Eine Gestalt hervorspringt; weil sie beleuchteter ist. — In Augenblicken lebhafter Theilnahme, verbleicht und verschwindet jedes andere Bild, und immer scheint das Eine, das in voller Gluth seiner Farben dasteht, das einnehmendere oder das grausenvollere. — Wie, wenn ich selbst dir ein Elend nennen könnte, das weit, weit über dieses wäre?

O verschweigen Sie's, bitt' ich.

Du schloßest von den Schrecknissen des Todes auf die größern des Wahnsinns, weil dieser jenen wünschenswerth macht; schließe weiter auf die noch größern des höchsten Elends, wo wieder Wahnsinn als Wohlthat erscheint. Oder, wenn du glaubst, daß ich zu viel sage; wirf einen Blick auf die Lasterhaften, die dem Greis, ihrem Vater, dessen Schicksal dir so an's Herz ging, dieses Schicksal bereiteten! Wenn sie nun früher oder später aus ihrem Taumel erwachen, und allen den Jammer, den sie bewirkten, die ganze Unmöglichkeit des Ersatzes, die ganze schreckliche Zerstörung ihrer eignen Kräfte erblicken; wenn sie, mit Fluch und Schande bedeckt, sich selbst ein Abscheu leben, und auch die Aussicht in die Ewigkeit, die sonst der Elenden letzter Trost ist, sich ihnen verfinstert: — sprich! wird nicht ihr Erwachen schrecklicher seyn, als das Erwachen des Rasenden auf seinem Strohlager, in seinen Ketten? wird

nicht jener fortdaurende, zwar schreckhafte Traum ihnen Wohlthat dünken, vor dessen Wiederkehr jene Unglücklichen, als vor ihrem einzigen Uebel, zittern? 6)

Wahr! wahr, mein Vater! — Sie führen mich vor den Eingang der Hölle.

Und doch widersprach ich dir allzurasch. Denn auch dieses Elend ist Wahnsinn. — Prüfe nur den Grund deiner Pflichten! Sind sie Gesetze eines eigennützigen Obern, der durch deine Unterdrückung gewinnt? eines schadenfrohen Tyrannen, der sich Gelegenheiten zu Strafen durch sie bereitet? oder sind sie in dem wesentlichen Zweck deines Daseins, in der höchsten Bestimmung der Natur gegründet?

Das Letzte; gewiß das Letzte! Sie sind Bedingungen meines Wohls, die auch der Schöpfer selbst nicht aufheben kann, ohne daß er vorher meine Natur zerstöre.

Nun dann! So ist denn die Tugend nichts, als das in Ausübung gebrachte, deutliche, volle Bewußtseyn unser selbst, unsrer Bestimmungen, Verhältnisse, Kräfte. Und ihr Entgegengesetztes, das Laster? — was wird es seyn, als eine fortwährende Abwesenheit dieses Bewußtseyns? als eine Verfinsterung der Seele, die dann und wann ein lichter schrecklicher Augenblick unterbricht? 7) Frage auch nur das Urtheil der Welt! Sie gibt dem Laster alle Nahmen des Wahnsinns, von den ersten leichtern Thorheiten an bis zu den letzten wildesten Ausbrüchen der Wuth; und ihre Behandlung der einen Gattung von Rasenden ist, wie die Behandlung der andern. Sie verschließt sie, fesselt sie, züch-

tiget sie; oder wenn sie sie frey läßt, so wandeln die Elenden umher, gleich jenen unschädlichen, ruhigern Wahnsinnigen, die der feinere edlere Mensch bejammert, und die der Pöbel verspottet. — Du stehst in Gedanken, mein Sohn?

O mein Vater! — Sie geben mir für das Laster einen Gesichtspunct — —

Sieh, das wünscht' ich. Ich wünschte, die Eindrücke, die wir gehabt haben, heilsam zu machen. — Daß wir für jene Unglücklichen zitterten, das war so fruchtlos für uns, wie für sie: denn am Ende war unser ganzer Gewinn, daß wir ein menschliches Gefühl hatten; aber sage: welch ein Gefühl! Von jener demüthigenden niederdrückenden Art, die unsre ganze Thätigkeit ungereitzt läßt, und die es vielleicht besser ist nie gekannt zu haben. — Hier hingegen, hier sehen wir uns im Reiche der Freyheit, und unsre Kräfte finden ihr Spiel: wir können gegen den Tyrannen, das Schicksal, nichts; aber gegen die Sirene, die Sinnlichkeit, alles. Und so laß uns nicht mehr da zittern, wo es ohne allen Gewinn ist; lieber da, wo es uns Heil bringen kann! — Oder meinst du nicht, daß uns das Elend des Lasters in eben dem Grade mehr erschüttern sollte, in welchem es furchtbarer ist? 8)

Es ist vermeidlich, mein Vater! Wir zittern weniger am Tage, als bey der Nacht; weniger vor dem offenen Feinde, als vor dem Meuchelmörder.

Wahr gesagt, völlig wahr! Aber setze dieser Bemerkung eine andere zur Seite: was vor dem Einbruche des Uebels die Schrecken desselben mindert, das

macht sie, nach dem Einbruche, größer. — Sich selbst als Urheber seines Elendes denken! selbst das Ziel seines Hasses, der Gegenstand seiner Verwünschungen seyn! wie grauenvoll, wie entsetzlich ist das! — Und dieses eingesehen; wozu soll deine Bemerkung uns führen? Daß wir sorglos, mit halbgeöffneten Augen hinträumen, des Wegs, den wir wandeln, nicht inne werden, und so uns muthwillig aller Vortheile des Lichts berauben? Oder daß wir über den grauenvollen Abgründen, neben denen sich der Pfad des Lebens hinschlingt, die Augen offen halten, und uns gegen die rings umgebenden Gefahren mit Wachsamkeit, mit Stärke der Seele rüsten? — Komm auf die Bilder zurück, die dich so mächtig erschütterten! Setze dich in Gedanken an die Stelle des Unglücklichen, der schon die ersten Anlagen zum Wahnsinn, die ersten Anwandlungen der Wuth, in seinen trüben Abwesenheiten, in seinen wilden Krämpfen bemerkt! Sieh in diesem Zustande eine Möglichkeit, dich zu retten, und sage: wird nicht alle Begehrungskraft deiner ganzen Seele in den einzigen Wunsch zusammenstürzen, diese Möglichkeit zu verwirklichen?

O Gott! —

Auch das Laster, mein Sohn, hat seine Anlagen, hat seine Anwandlungen; und wohl dem Jünglinge, der sie nie in sich gewahr wird, ohne zu schaudern! Sie zeigen sich in der Heftigkeit der Begierden, in dem Ungestüm der Leidenschaften. Jenes deutliche, volle Bewußtseyn unser selbst, worin wir die Tugend fanden, will eine besonnene, ruhige Seele. — Wen

also schon öfter seine Begierden über die Grenzen der Mäßigung rissen; wer schon mehrmahl in der Hitze der Leidenschaft heiliger Pflichten vergaß, der mag erschrecken und wachen! Er ist dem fürchterlichsten der Zustände, dem Wahnsinn des Lasters, so viel näher, als andre Menschen.

Der Sohn verstand nur allzuwohl den liebreichen, aber ernsten Blick seines Vaters. Er erinnerte sich seines vergangenen Lebens; und mehr als Eine Ausschweifung, die ihm hätte verderblich werden können, trat vor ihn.

Aber, fuhr der Vater fort, welche Mittel hat der Jüngling in seiner Macht, der kalten Vernunft über glühende Sinnlichkeit, über tobende Leidenschaften den Sieg zu sichern? — Eine Vernunft, die mit solchem Ansehen, solcher Uebermacht herrscht, daß auf ihren ersten Ruf alle Begierden schweigen und sich ehrerbietig zurückziehen, ist sicher möglich, ist in den Besten und Edelsten des Menschengeschlechtes wirklich; aber sie ist Vorrecht des schon reifen, ausgebildeten Weisen, nicht des noch reifenden, in der Bildung erst begriffenen Jünglings. In diesem herrscht mit Uebermacht die Phantasie, die Empfindung; und das Beste, ja vielleicht Einzige, was er zu seiner Sicherung thun kann, ist: eben mit Phantasie und Empfindung seine Vernunft so zu befreunden, den Gedanken der Pflicht mit den feinsten, zartesten Gefühlen des Herzens so zu verschlingen und zu verketten, daß auf den ersten nie ausbleibenden Ruf des Gewissens diese Gefühle mit jenem Gedanken zugleich erwachen, und ihm mit all

ihrer Stärke, all ihrem Feuer zu Hülfe kommen. 9) Es gibt Augenblicke im Leben, die sich tief, die sich unauslöschlich in das Gedächtniß prägen, eben weil sie das ganze Herz entweder zerreißen oder empören; und in solchen Augenblicken seine Entschlüsse zum Guten fassen, sich selbst es schwören, daß man immer der Pflicht getreu, immer rechtschaffen und edel seyn wolle — o mein Sohn! das kann so wohlthätige, so heilsame Folgen für unser Leben haben. Den empörenden Augenblick haben wir heute gehabt; und der herzzerreißende — steht uns bevor — morgen — wenn wir zum letzten Mahle — beym Abschied —

Die Stimme schwankte dem Vater, und der Sohn, von Empfindung überwältigt, warf sich mit lauten Thränen ihm in die Arme. — Sobald der Gebrauch der Stimme ihm wieder frey ward, schwur er ihm an seinem Herzen den Eid: daß die Erinnerung dieses Tages ihn nie verlassen, daß sie ihm eine stete ehrwürdige Erweckerinn zur Tugend seyn sollte; und dieser Eid blieb ihm sein ganzes Leben lang heilig. Oft, wenn die Gelegenheit lockte, und die Begierde aufbraus'te, erschien ihm plötzlich der gute, zärtliche Greis, mit der Thräne der Rührung auf seiner Wange; er hörte noch den sanften, schmelzenden Ton seiner Stimme, fühlte noch den warmen liebevollen Druck seiner Hand; und keine Leidenschaft, wie ungestüm sie auch war, vermogte etwas gegen die Kraft dieser Erinnerung. 10)

Anmerkungen.

1) Engels „Philosoph für die Welt" ist wohl eine noch nie übertroffene Chrestomathie, worin die interessantesten Materien für Kopf und Herz in eben so correcten als eleganten Formen verschiedenartig abgehandelt sind. Wir empfehlen dieses Buch jedem Jünglinge, dem die Bildung seines Geistes, nach moralischen und ästhetischen Grundsätzen und Beyspielen, ein angelegentliches Geschäft ist. — Der folgende Aufsatz, dessen Inhalt gewiß in jedem eine tiefe Rührung und Ueberzeugung hinterlassen wird, kann auch in Ansehung des Ausdruckes (den wir hier einzig berücksichtigen) als ein lehrreiches Muster empfohlen werden. Der Gegenstand ist von philosophischer Art — die gänzliche Verirrung des Kopfes und des Herzens, der intellectuelle und moralische Wahnsinn — Bild und Gegenbild in einem großen, durchgeführten Gleichnisse dargestellt. Der Zustand ist theils ein heftig bewegtes Gefühl (in der Rede des Sohnes) theils eine beruhigende, ausgleichende Reflexion (in der Rede des Vaters). Der Standpunct endlich, von dem der philosophische Inhalt aufgefaßt und zwischen den dialogisirenden Personen verhandelt wird, ist der höhere, doch in der Art, daß der Wahnsinn des Kopfes von dem empfindsamen Jünglinge mehr von der ästhetischen Seite —, der Wahnsinn des Herzens von dem reifen, ern-

sten väterlichen Lehrer von der prosaischen Seite vor- und dargestellt wird.

2) So weit herrscht ein ruhiger, einfacher Erzählungston, der den Besuch im Irrenhause, als ein Factum, mit schlichten, ungekünstelten Worten darstellt. Ein geschmackloser Verfasser würde, ergriffen von den erhebenden Gedanken und erschütternden Empfindungen, die er vortragen sollte, schon beym Eingange durch ein vorzeitiges Pathos den Schauer „der Hölle selbst" in fieberhaften Worten verkünden. Unser Verfasser läßt aber Vater und Sohn (und den Leser mit beyden) die Anstalt, wie bey einer gewöhnlichen Gelegenheit als ruhige und stille Zuschauer durchwandern, und erst in ihrer Wohnung als theilnehmende Menschenfreunde Herz in Herz ergießen. — Die Lebhaftigkeit der Rede ist allerdings eine vortreffliche Eigenschaft; nur muß sie sich zu rechter Zeit und in rechtem Maße äußern. Sonst artet sie in Leidenschaftlichkeit aus, welche im Reden, wie im Thun, die Lebenskraft schwächet und erschöpfet, statt sie zu erhalten und zu verstärken.

3) Diese Stelle allein liefert gleichsam einen vollständigen Text zu einem Commentar über die höhere Schreibart, so fern damit die pathetische zusammen fällt. (Große Gegenstände erwecken starke Empfindungen). Der Ausruf „großer Gott!" ist der Schrey aus einer lang- und schwergepreßten Brust, die mit Einem Mahle sich entlasten

will. Noch kann sich der Verstand die Vorstellung nicht klar denken; er spricht sich nur allgemein, nur unbestimmt aus: „Wie entsetzlich — — seine Vernunft zu verlieren.“ Eher noch findet er ein passendes Wort für seinen Zustand, als für den Gegenstand selbst. „Diesen Schauder, diese Vernichtung hab ich noch nie empfunden.“ Je mehr er sich seiner Betrachtung überläßt, desto mehr Zweifel, Widersprüche, Paradoxen entdeckt er: „Zu seyn, und doch nicht mehr zu seyn.“ Wofür aber der Verstand keinen Begriff hat, dafür unterstellt die Phantasie ein Bild; und Bilder sind den Begriffen eben so verwandt als den Gefühlen; sie sind Leiter von beyden. Man betrachte aber nun einmahl das Wahre, Große und Rührende, das zugleich in diesen Tropen liegt! „Die Blüthe des Lebens“ ist zwar eine bereits verschollene Metapher; aber sie wird neu und stark in dieser kühnen Beziehung. Blüthe und Leichnam, umherirrender Schatten und abgeschiedene Seele sind schneidende Contraste, die den Widerspruch des Wahnsinnes in seiner ganzen gräßlichen Wahrheit darstellen. Diese Wahrheit dringt sich jetzt auch dem ruhiger betrachtenden Jüngling auf; er kleidet sie in die Sprache der Vernunft (in metaphysische Termini) ein, indem er das, was er vorher nur empfunden und angeschaut hätte, als gedacht darstellet: „Wenn unser Selbst in dem Be-

wußtseyn unser selbst besteht: was ist dann der Verlust dieses Bewußtseyns, als Tod, als Vernichtung?" — Von dem innern Zustande dieser Unglücklichen wendet sich nun der Redner auf ihre äußere Lage; er macht aber keine ausführliche Zeichnung davon (denn die unmittelbare Anschauung ist deutlicher, als jede noch so wortreiche Darstellung); sondern er wirft nur einige kräftige Züge hin, die er für das weiche, theilnehmende Gefühl mit zarten Farben ausmahlet. — Die Empfindung und die Betrachtung scheinen nun gleichsam in einer gänzlichen Erschöpfung zu liegen; aber nur, um sogleich wieder mit der letzten zusammengerafften Kraft die Verzweifelung in Einem Schrey auszulassen: „O die Schicksale der Menschheit! Ich habe mich so oft entsetzt, daß ich war, wenn ich er erwog, was ich werden könnte." Welche schauerliche Erhabenheit liegt in diesen einfachen Worten! Sie sagen an sich so wenig, und enthalten doch so viel! Woher kommt dieß? Weil gerade in der Unbestimmtheit des Ausdruckes eine unermeßliche Bildsamkeit des Sinnes liegt. Dieses Einfach-Erhabene der Ausdrucksweise findet so oft statt, als das Wort, gleichsam unter der gewaltigen Kraft des Gegenstandes in Ohnmacht erliegt. Wie lange aber das Wort den Begriff oder das Gefühl, eigenthümlich oder uneigenthümlich, erfassen und darstellen kann, so lange muß es nach Formen ringen, welche das Object auf eine wür-

dige Art vernehmbar machen. — — Wir können diese Stelle nicht verlassen, ohne unsern jungen Lesern die schon oft geäußerte Mahnung zu wiederhohlen: Zuerst gedacht und empfunden; dann geredet! Im Kopfe muß es klar, im Herzen warm seyn; dann wird sich auf dem Papier alles, wie von selbst, gestalten. „Wovon das Herz voll ist, davon läuft der Mund über" sagt ein altes, gutes Sprichwort, das wohl auch auf den Styl Anwendung haben könnte. Nicht bloß der Zorn macht beredt (zufolge dem bekannten Satze), sondern überhaupt jeder Affect, wenn er nicht erheuchelt, nicht eingeheitzt, sondern natürlich und lebendig ist. Das Mißlingen einer sentimentalen oder pathetischen Stelle hat seinen Grund meistens darin, daß der Verfasser etwas, das er nicht in sich fand, doch außer sich darstellen wollte; daß er, statt der Gedanken und Gefühle, Worte und nur Worte gab; daß er den Ausdruck gleichsam erpreßte — den Schein statt des Wesens hinstellte und den Buchstab statt des Geistes. Daher die vielen schlechten Producte besonders in dem dramatischen und romantischen Fache! Weil mancher ein gewandter Schreiber (Skribler) zu seyn dünkt, so glaubt er auch schon ein guter Redner zu seyn; es gibt aber nimmer und nirgends einen guten Redner, der nicht schon ein guter Denker und Dichter wäre.

4) Die Sprache des Gefühls verändert sich mannigfach, wie dieses Gefühl selbst. Ist es von sanf-

ter Art, so bewegt es sich, (um eine bekannte Allegorie zu gebrauchen) wie ein Lüftchen, das hier freundlich unter Rosen-Hecken spielt, dort im Cypressen-Haine kläglich schwirret; ist es dagegen von heftiger Art, so erhebt es sich mit der Macht des Sturmes, der jetzt unaufhaltsam dahin rauschet über Gewässer und Gefilde, heulend zwischen Klüften und Ruinen; jetzt plötzlich inne hält, um mit desto furchtbarerer Wuth wieder loszubrechen, und Stoß auf Stoß alles fort zu reissen. Man betrachte einmahl diese bezeichnete Stelle; man lese sie nicht nur mit dem Auge, sondern auch mit dem Ohre — und man frage sich zuletzt, ob man nicht so etwas Sturmartiges in der Folge der Begriffe und der Töne wahrnehme. Dieses anfängliche Anschwellen der Gedanken, wovon immer einer stärker als der andere ist; dieses Versinken des Bewußtseyns in einem unaussprechlichen Gefühl; — dann wiederum der erneute, verstärkte Anlauf der Empfindung, die den entgegengesetzten Zustand schon nicht mehr in Begriffen denken, sondern nur in Bildern schauen kann; endlich der höchste Schwung der begeisterten Phantasie, deren Kraft aber, eben durch die übermäßige, letzte Anstrengung, allmählig „sich aufgiebt und verschwindet": wie lebhaft und anschaulich ist dieß alles in Begriffen und Tönen dargestellt! Denn auch die Töne müssen hier in Einklang sich bewegen mit den Gestalten, die vor dem Auge vorüberziehen. Die

niedere Schreibart freylich begnügt sich damit, daß wenigstens kein Mißlaut die Folge der Gedanken unangenehm störe und unterbreche; die mittlere verlangt höchstens, daß mit den Hauptbegriffen auch die Haupttöne zusammen fallen, und die Nebengedanken gleichsam als Durchgangs-Noten bezeichnet werden; aber die höhere erfodert durchaus jeden Aufwand der Kunst in der Construction des Sinnes wie des Tones; besonders wenn, wie es hier der Fall ist, ein erhabener Zustand der Beschauung und der Empfindung geschildert werden soll. Hiezu bedurfte es eben nicht eines metrischen Tonsatzes, obwohl nur dieser gewöhnlich ein künstlicher genannt wird; eine an bestimmte Maße gebundene Tonfolge würde die Uebereinstimmung des Tones mit dem Sinne eher gestört als befördert haben, weil der empörte Affect sich nicht nach abgemessenen Tempo's bewegt, sondern mit losgebundener Kraft und mit verändertem Maße. Auch in der vorliegenden Stelle ist ein künstliches Metrum — freylich nicht ein nach Sylben gezähltes, aber wohl ein nach logischen und ästhetischen Momenten abgewogenes Metrum, das die Gedanken nach dem Maße und dem Gewichte jedes Einzelnen heraushebt, und den Gang der Gefühle mit täuschender Uebereinstimmung des Tones verfolgt. Man betrachte nur z. B. den Schluß dieser Stelle, wie die Zerrissenheit der Gefühle durch abgebrochene, zerstreute Laute, die Ohnmacht der vergebens rin-

genden Kraft durch Vernachlässigung der Cäsuren, endlich das allmählige Versinken in's Bodenlose durch den tonleeren Satz, und das plötzliche Verschwinden durch ein einziges Wort mahlerisch und lebhaft dargestellt wird.

5) So vortrefflich die Rede sich ausnimmt, welche unser Verfasser dem Jünglinge in den Mund legt; so wahr und groß der Gedanke ist, den er von Anfang bis zu Ende mit immer wachsender Anschaulichkeit und Lebendigkeit ausführt; so schön und kräftig endlich die Sprache ist, die er eben so der Würde des Gegenstandes, als der Natur des Zustandes angemessen behandelt: so fällt doch ein Fehler durch das Ganze auf — der Fehler, daß sie den subjectiven Standpunct überschreitet, d. h. für einen Jüngling zu vortrefflich, zu groß, zu schön ist. Wir hören immer nur den Verfasser; wir vernehmen aus allem nur seine Denk- und Gefühlsweise, nicht aber die Denk- und Gefühlsweise dessen, den er sprechen läßt — wir hören nicht den Jüngling. Er subjectivisirte nur sich selbst; nur er selbst spricht aus dem fremden Munde, nicht der fremde Mund aus ihm. Er borgte nur den Nahmen, nicht den Charakter; er kleidete das, was er als Monolog dachte und fühlte, in einen Dialog ein, ohne die Formen nach der Eigenthümlichkeit der Individuen zu modificiren. So scheint es wenigstens. Denn Vieles läßt sich auch mit Vielerley entschuldigen und rechtfertigen.

6) Wenn man diese und andere Sätze mit kritischer Aufmerksamkeit durchlies't, so möchte man in Zweifel gerathen, ob man darin mehr die pure, lautere Natur, oder die fleißige, geschmackvolle Kunst lieben und bewundern soll. Einerseits fühlen wir, daß alles und jedes so einfach dastehe und folge, als wenn es ohne Schwierigkeit von Seite des Stoffes und ohne Anstrengung von Seite des Redners sich so und nicht anders gestaltet habe; anderseits begreifen wir aber auch, daß jedes Wort mit besonnener Wahl, jeder Satz nach einem angelegten Plane — alles und jedes mit Geschmack und Geschick gebildet worden sey. Liegt hierin vielleicht ein Widerspruch, der unsern angegebenen Unterschied zwischen der natürlichen und künstlichen, niedern und höhern Schreibart verwirrt oder gar aufhebet? Keineswegs. Natur und Kunst sind nähmlich Begriffe, die sich nicht wechselseitig ausschließen, sondern nur beschränken, ja sogar (im gewissen Sinn) sehr gut mit einander vertragen. Entgegen gesetzt ist dem Natürlichen das Unnatürliche, — das, was Bemühung und Ermüdung verräth; so wie dem Künstlichen das Nachlässige — das, was Mangel an Fleiß und Geschmack verräth. Natur und Kunst aber sind sich gegenüber (juxta, non contra) gesetzt: und nach dieser Ansicht bestimmten wir eben die Charaktere jener Schreibarten. Die (niedere) historische Schreibart darf die Sprache nur ganz einfach auf das Sinnliche

beziehen (woher sie genommen ist); die (höhere) philosophische aber muß sie auf das Uebersinnliche schicklich übertragen (wozu sie erst gebildet wird.) Dieser Umstand der Darstellung bezieht sich auf die Wesenheit der Sprache selbst. Wie fern er sich aber auf das Geschick und den Fleiß des Sprechenden bezieht, so fern sollen Natur und Kunst im innigsten Verein auftreten; und in diesem Sinne gelten die beyden wichtigen Sätze: Natürlich schreiben sey die höchste Kunst, und künstlich schreiben die einfachste Natur.

7) Die Vernunft, diese erhabene Kraft, fasset alles unter Einer Vorstellung auf. Der echte Philosoph schaut und fühlt zugleich alles, was er denkt. Das Wahre ist ihm auch das Schöne, und beydes das Interessante. Wenn auch die Idee in ihrer Anwendung auf irgend ein Object an Reinheit und Vollkommenheit verliert: so ist es eben die Aufgabe für die Darstellung, dieses ursprüngliche Ganze wenigstens durch ein künstliches Zusammenwirken der vereinzelten Kräfte so viel möglich wieder herzustellen. Deßhalb gibt der Vater (in der bezeichneten Stelle) nicht eine bloße Schul-Definition von Tugend und Laster, sondern er erhebt diese Begriffe dadurch, daß er sie zugleich in Bildern und Gefühlen darstellt, zu Ideen, welche Kopf und Herz zugleich einnehmen. Der Begriff, als solcher, überzeuget nur den Verstand; das Gefühl überredet nur das

Herz; die Ueberzeugung kann durch eine Abneigung verhindert — die Ueberredung durch einen Zweifel entkräftigt werden. Wenn man aber beyde zugleich anregt und befriediget; wenn man sie durch die vermittelnde Phantasie in Harmonie bringt, und sich so der ganzen Seele bemächtiget: so begründet man Einheit und eben dadurch eine unerschütterliche Festigkeit der Vorstellungen.

8) Die Belehrung des Vaters geschieht mit mehr Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit, als man sonst von der didaktischen Prosa erwartet. Beydes hat aber seinen Grund. Die Rede ergeht erstlich an einen Jüngling, der, seiner Natur nach, jede Verstandes-Skizze gern und leicht zu einem Phantasie-Gemählde ausarbeitet. Zweytens richtet sie sich an einen bewegten Jüngling, dem nur Theilnahme, Mitgefühl beykommen kann. Ein bedachtsamer, ruhiger Ernst würde seinen Affect zwar zur Ruhe bringen, aber nicht zur Einsicht; er würde zwar sein empörtes Gemüth beschwichtigen, aber nicht seinen Verstand überzeugen. Nur durch das Herz, vermittelst einer innigen Theilnahme an dem Zustande des Sohnes, kann der Vater auch den Kopf für den Gegenstand einnehmen, und in ihm eine heilbringende Ueberzeugung begründen. — Man sieht jedoch, wie der Strom der Rede, der Anfangs von dem gewaltigen Andrange der Gefühle hohe Wogen wälzte, allmählig einen ruhigern

Gang annimmt, wodurch er aber nur mit einer desto stärkern Kraft und mit mehr Sicherheit trägt und fortführt.

9) Die höhere Schreibart vereiniget in sich alle Eigenschaften des Styls im höchsten Grade. Sie wählet die bestimmtesten, anschaulichsten, nachdrucksamsten Wörter und Redensarten; sie bildet Sätze, in welchem sich die planste Ausführlichkeit mit der bändigsten Kürze, und beyde mit der höchsten Kräftigkeit vereintgen; sie verkettet und verschlinget endlich die Perioden auf eine Art, daß sie ein einziges gediegenes, leicht überschauliches und tief gegründetes Ganzes ausmachen. Man betrachte z. B. nur die vorliegende Stelle. Man sehe, wie schon der erste Gedanke: „welche Mittel hat der Jüngling, um tugendhaft zu bleiben?“ durch die personificirten Ideen, „Sinnlichkeit, Vernunft“, durch die contrastirenden Epitheta „kalt, glühend“, endlich durch die anschauliche, kräftige Phrasis“ über tobende Leidenschaft den Sieg zu sichern“ nicht bloß verschönert, sondern auch verdeutlichet ist! Man betrachte, wie der zweyte Gedanke: „Die Vernunft ist in dem Jünglinge noch nicht genug ausgebildet, und so wirksam wie bey dem Weisen,“ ausgeführt und doch gedrängt ist, so daß beynahe kein Wort hinzugesetzt, keines weggeworfen werden könnte, ohne einerseits der Ründe, anderseits der Fülle, und in beyden Fällen der Kraft Abbruch zu thun. Man lese endlich das Folgende, und ziehe es mit

dem Vorhergehenden in Eines zusammen: was will das Ganze anders heißen, als: „Da in dem Jünglinge die (reine) Vernunft noch nicht ausgebildet ist, sondern nur die (reine) Sinnlichkeit (die Phantasie und die Empfindung) vorherrschend sind: so hat er zur Sicherung seiner Tugend kein anderes Mittel, als die Sinnlichkeit mit der Vernunft zu befreunden, so daß ihm die Pflicht zum Vergnügen wird.“ Schwerlich konnten die einzelnen Parthien näher zusammen gerückt werden, ohne sie durch sich selbst zu verdunkeln und gleichsam zu bedecken; sie durften aber auch nicht weiter aus einander gestellt, getrennt werden, ohne die Theile zu sehr zu zerstreuen, und so die Uebersicht des Ganzen zu erschweren. Die verschiedenen Perioden bilden doch zuletzt nur Eine Periode; denn der Verstand, welcher im ersten Satze durch eine Frage zum Nachdenken angeregt, in dem andern durch eine Negation in Zweifel und Ungewißheit gelassen wird, findet erst im dritten Satze, in der Auflösung und Beantwortung, seine vollkommene Befriedigung.

10) Der Aufsatz endet, wie er anfängt, mit dem einfachen Erzählungstone. Man bemerkt an ihm aber doch einen kräftigern, mahlerischen Anstrich, als er sonst in Erzählungen von gewöhnlicher Art vorkommt. Der Grund davon liegt wiederum im Charakter des Ganzen. Der Vater und Sohn stehen hier nicht in ganz gewöhnlicher Beziehung zu einander, sondern als Lehrer und Zuhö-

rer erhabener Wahrheiten; nicht etwa im Studierzimmer, gelehrte Stellen analysirend, sondern im Adyton der Weisheit selbst, wo von dem Heiligsten und Höchsten die Rede ist. Als solche Personen höherer Art dachte sie der Verfasser; als solche ließ er sie sprechen; und so spricht er selbst von ihnen, da er sie vorführt und entläßt.

I. Ueber die Bildung des schriftlichen Ausdruckes.

(Mittlere didaktische Schreibart.)

Die Klage, die Sie in Ihrem letzten Briefe über Ihren Verstand führen; die Klage, daß Sie sich in einer gewissen Verlegenheit finden, Ihre Gedanken zu sammeln, wenn Sie einer etwas wichtigeren Materie nachdenken, und den Hauptpunct nicht durch Nebenwege aus dem Auge verlieren wollen, ist mehr rühmlich als nachtheilig für Sie, und ein Beweis, daß Sie nicht flüchtig, nicht mit Autorliebe denken. Allein die Geschicklichkeit und Fertigkeit selbst, so zu denken, wie Sie verlangen, ist eine Frucht einer fortgesetzten langwierigen und mit Hülfe gewisser Regeln angestellten Uebung. Unser Verstand erlangt seine Reife durch Nachdenken, durch das Lesen guter Schriften, durch Versuche, durch den Umgang, und die Kritiken geistreicher und erfahrner Personen beyderley Geschlechts; aber er braucht auch zu seiner Reife gewisse Jahre, die wir oft durch die beste Erziehung nicht anticipiren können. Seyn Sie nicht ungehalten auf sich selbst; ich und

viele wackre Männer erfahren das Schicksal, über das Sie sich so aufrichtig beschweren, sehr oft; und bey aller Uebung, die wir angestellt haben, legt uns doch jede Materie, die wir überdenken wollen, neue Arbeit auf, und lehrt uns bey dieser Arbeit nicht selten unser Unvermögen. Wenn auch ebendieselben Regeln im Denken bleiben, so verlangt doch jede neue Materie eine besondere Anwendung dieser Regeln; und diese Kunst ist uns stets bis auf den Augenblick verborgen, da sich die Sache, die Materie, von der wir uns unterrichten wollen, unserm Geiste darstellt. Getrost, lieber guter Graf, Sie denken besser, als tausend Ihres Standes; und Ihr Herz und Ihr Eifer sind Ihnen Bürge, daß Sie von Zeit zu Zeit immer noch heller, noch strenger und richtiger werden denken, und Ihre Gedanken ausbilden lernen. Lesen Sie nur fort, und zwar solche guten Schriften, wo der Umfang des Inhalts nicht so groß ist, daß Sie ihn nicht bald sollten übersehen, und sich in Gedanken oder auf dem Papiere einen kleinen Plan, den Haupttheilen oder Hauptgedanken nach, entwerfen können. Nehmen Sie, zum Exempel, den Zuschauer, den Aufseher oder Vormund, den Jüngling; und wenn Sie im Lesen über ein Stück kommen, das Ihnen vorzüglich gefällt, so ergreifen Sie ein Blatt Papier, setzen Sie die Materie, den Satz hin, suchen Sie in der Abhandlung die Erklärungen und die Hauptbeweise auf; setzen Sie diese auch hin: so haben Sie einen kleinen Plan und die Ordnung, in der die Sache vorgestellt wird. Nunmehr bemerken Sie, wie Ihr Autor diese Hauptgedanken,

durch andere Nebengedanken, die auch in der Sache enthalten sind, in ein größeres Licht gesetzet, sie deutlich aber auch mit Kürze, gründlich aber auch mit Anmuth vorgetragen hat. Forschen Sie, ob Sie von der Sache auch so helle und so fein gedacht haben würden, und lernen Sie diese Kunst Ihrem Originale von Zeit zu Zeit ab. Nehmen Sie alsdann nach einigen Wochen, wenn Sie die Ausarbeitung vergessen haben, Ihren Plan vor, und versuchen Sie, ihn mit Ihrem eignen Geiste und Ihren eignen Worten auszuarbeiten. Dieses ist ein einfältiger Vorschlag, den Sie selbst erweitern können. Ich bin ꝛc. Gellert.

II. Wie man zu einem guten Vortrage gelange.

(Höhere didaktische Schreibart.)

Ihre Klage, liebster Freund, daß Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten vollkommen genug thun können, wenn Sie eine wichtig empfundene Wahrheit andern vortragen wollen, mag leicht gegründet seyn; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freylich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unserer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlet oft bey dem Schweigen eines Mannes mehr, als bey den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik ver-

steht, wird die Noten nicht sclavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden, und aus dessen Seele alles herausholen, was darin zurück blieb.

Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die mehrsten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen, und ihren Satz darnach auszuführen; oder sie nutzen die Heftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemählde, was oft bunt und stark genug ist, und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne, und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle: so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken: so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen, und sie darnach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche so viel möglich zu ge-

winnen, ehe ich an irgend einen Vortrag oder Disposition und Ausführung gedenken dürfe.

Diesemnach werfe ich zuerst, so bald ich mich von meinem Gegenstande begeistert, und zum Vortragen geschickt fühle, alles, was mir darüber beyfällt, aufs Papier. Des andern Tags verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von neuem zu sich reißt, und das wiederhohle ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht, und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus, und gewinnet neue Aussichten, die zuerst noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt, und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freyer zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilet und gefällt sich in deren Betrachtung, und höret nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bey dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fang' ich in der Stunde des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen, und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt seyn will, von selbst entdeckt; oder wo ich hier-

über noch nicht mit mir einig werden kann: so lege ich mein Papier bey Seite, und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmahl mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen: so fang' ich allmählig an, alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen, was sich nicht dazu paßt, wegzustreichen, und jedes auf seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt alles, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Destomehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich alles schon mehr zur Bestimmung geneigt hat; und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Colorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehro mächtig fühlt, auch mächtig und feurig mahlt, ohne dabey einer besondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich hierin sogleich selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen wie auf der andern. Gesetzt, ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühe Disponiren sehr mißlich sey, und finge damit an, daß ich Ihnen sagte: „Garrick be-

„wunderte die Clairon, als Frankreichs größte Actrice, „aber er fand es doch klein, daß sie jeden Grad der „Raserey, worauf sie als Medea steigen wollte, vorher „bey kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen „konnte:" so würden Sie freylich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabey fühlen. Garrick disponirte seine Rolle nie zum voraus, er arbeitete sich nur in die Situation der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihren augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das muß ein jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdrücken will.

Das Coloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derselben schwer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es bloß durch eine aufmerksame Betrachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das mehrste hängt jedoch hiebey von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind: so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, wofür Sie schreiben, ihr Gemählde ansehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele zu pressen weiß, daß sie alles hergibt, was sie hergeben kann. Viele, sehr viele haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bey sich ver-

borgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren; man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerey bringen, um alles aufzuopfern. Rousseau gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele; wer nur diese und nichts mehr gibt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen, und jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmahl auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf, so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut: so kann man so ziemlich sicher seyn, daß er weiter vorgedrungen sey, als irgend ein anderer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Seele sey faul, sie wolle nicht alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemahls eingedruckt sind, und die sie sich selbst aus dem Eingedruckten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Glut gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andere Art ewig nicht thun wird; sie muß erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand. — —

Möser.

I. Die Schweiz.

(Prosaische Beschreibung.)

Die Schweiz hat alle Majestät und Pracht eines gebirgigen Landes, allen Reitz mannigfaltig bebaueter

Ebenen, und außerdem alle Schrecken der nordischen Zonen, und die ersten Wunder der Natur in den Alpen. Sie ist fast nichts, als eine unaufhörliche Kette von Hügeln, Bergen und Gebirgen; zwischen ihnen liegen die angenehmsten Thäler; die Plänen haben wieder Erhöhungen und Vertiefungen, und hängen mit den Bergen durch reitzend angebaute Abhänge zusammen. In den Zwischenräumen der Höhen erblickt man entweder Seen oder Flüsse, die durch ihre mannigfaltigen Krümmungen zwischen den Hügeln die entzückenden Aussichten vermehren. In den meisten Gegenden siehet man mit schwindelndem Aug einen Berg über den andern gethürmt, die zuweilen drey, zuweilen sieben und mehrere fürchterliche Absätze haben, und neben ihrer weiten Ausdehnung eine Höhe erreichen, die sich über die Wolken hinaus verliert. Bald darauf eröffnet sich wieder ein langes, fruchtbares, von lieblichen Bächen bewässertes Thal, oder eine freye Aussicht in gegenüber liegende Berge, die mit Menschen, Kirchen, Dörfern, einzelnen Hütten und Landhäusern, Reben, Obstbäumen und Heerden gleichsam besäet sind. Bald erscheint ein schöner Wald, oder eine Reihe ungeheurer, kahler, gelber und weißer, zuweilen mit einigem Moos bewachsener Felsen, aus deren Ritzen oft hin und wieder hohe Fichten und Tannen hervorsteigen, und in der Luft zu schweben scheinen; an den steilen Spitzen dieser Felsen hängen Ruinen von Bergschlössern, noch kühn und stark in ihrer Zerstörung, herab, und zwischen ihnen stürzen sich schäumende Wasserfälle mit wildem Getöse herunter. Bald wird wieder

das Auge von dem Anblick der Ströme und Seen ergetzt, an deren Ufer Dörfer, Weinberge und Landhäuser ihren reitzenden Wiederschein verlängern, und hinter welchen oft ein prachtvolles Amphitheater von Gebirgen emporsteigt, die sich in der dämmernden Ferne bis über die Wolken erheben. Dann steigen noch über sie weit empor die mit ewigem Schnee belasteten Spitzen der Eisberge, die ihren prächtigen Schimmer rings umher am Horizont verbreiten, und den Gesichtskreis mit einer der seltensten und erhabensten Prachtscenen der Natur schließen. Auf allen Seiten rieseln Quellen neben den Wegen, oder rauschen Wasserfälle mit einem angenehmen Lärm von den Felsen herab; zuweilen so hoch, als ob sie aus den Wolken herabschäumten. Oft glaubt man in einer ewigen Einöde voll rauher Felsen und finstrer Tannen zu seyn; auf einmahl wendet sich der Weg: eine Wiese mit dem schönsten Grün und von Rinden belebt, eröffnet sich mit sanftem Reitz dem Auge, oder eine weite glänzende Aussicht auf einen ganzen Sammelplatz von Menschen und Hütten steigt hervor. Bald fällt wieder das Gebrüll der Herden, die das Auge nicht erblickt, aus den Wolken herab; oder man sieht die Ziegen an felsigen Abhängen klettern, und über ihnen friedliche Landhütten hängen, indessen daß im Thale die schönsten Töchter der Natur unter Gesang und Scherz die Grasernte vollenden. Mannigfaltigkeit und Größe und Contrast ist der unterscheidende Charakter der Landschaften der Schweiz. Nichts aber zeichnet sich mehr in ihnen aus, als die stärksten Contraste und die seltsamsten und auf-

fallendsten Gegenstellungen. Am Fuße kahler Felsenwände grünen kräutervolle Wiesen; in öden Abgründen reifen die schmackhaftesten Baumfrüchte; reitzende Landhäuser erheben sich mitten in der Wildniß; Eisberge thürmen sich am Rande der fruchtbarsten Thäler auf; und indem man mit dem einen Fuß im ewigen Schnee steht, tritt der andere auf einen grünen Teppich, wo die süße Erdbeere sich röthet. Der Reitz des Frühlings und die Fruchtbarkeit des Sommers erscheinen hier ungestört mitten unter der Rauhigkeit des Winters; und Grönlands Schrecken steigen, tausendfältig vermehrt, über ein Paradies auf, wo tausend Blumen duften.

Hirschberg.

II. Eine ländliche Scene.

(Poetische Beschreibung.)

Wir standen vor einem hohen Hügel; wir fingen an, einen Abhang nach dem andern zu überklettern; unterdessen begrüßte uns oft die mit uns steigende Lerche, und die auf der einen Seite grasende Herde; dann ruheten wir eine Weile unter dem Gemurmel eines kleinen Wasserfalls, und sahen zurück, wie weit wir gekommen waren. Allmählig war die Spitze erstiegen. Welche Menge der Aussichten! welches feyerliche Lustspiel! welche Mahlerey von tausend lächelnden Scenen! Ein sanfter Dunst umschwebet die in die Tiefe sich hinabsenkenden Blicke, indem sich eine halbe Welt im bleichen Schimmer überschauen läßt. Da winden sich blumige Thäler mit belustigenden Krümmungen durch

das weite Land hin, in welchen die stolze Stadt mit ihren Pallästen und Thürmen, wie ein kleiner dunkler Fleck, liegt; neben ihnen schlingen sich Gärten und Wiesen, und Gebüsche in einander; an jenem Hügel hänget eine weise Wollenherde, anmuthig durch die grünen Gesträuche hervorschimmernd; und hinter ihm pranget mit ungleichem Laube eine Aussicht von Wäldern, wovon die letzten sich mit immer tiefern Schatten schwärzen. Nahe vor ihnen ruhen friedsame Hütten, um welche rings umher sich das Gewühl des Fleißes sehen läßt. Sehen Sie, wie dort kämpfende Stiere durcheinander taumeln, und Sand und Erde in die Luft werfen; da an eben der Weide indessen junge Rosse in muthwilligen Sprüngen scherzen? Wie dort im Meyerhof der helle Teich zwischen den umpflanzten Weiden blinkt, und da durch die niedrigen Ebenen das Silber der Aar hinwallet! Wie glänzen nahe vor uns die wechselnden Farben der Flächen, die in der Ferne in eine völlige Dunkelheit verbleichen würden, wenn nicht noch da die Felder voll Getreide in einem höhern Schmuck hervorstrahlten! Bemerken Sie doch zur Rechten den Waldstrom von beschäumten Höhen herab; sein brausendes Wasser, durch eine enge Oeffnung hervorbringend, von Fels auf Fels mit Ungestüm den tiefen Fall herabstürzend, wird eine lange milchweise Säule, wirft einen weißen Nebel um sich, und tränkt die untere Gegend mit thauigem Gestöber. Von da aus ziehen sich die grauen, von keinem Laub, von keinem Gras umgrünten Felsengebirge, die fürchterlich übereinander gewälzt liegen, und ihre nie besuchten Gipfel

im Schooße der Donnerwolken verhüllen, wild und rauh in einer ungeheuern Strecke fort; auf ihren Häuptern liegt die Sonne, und in ihren schrecklichen Zwischenräumen die Nacht; ihre Grenze ist das Ende des Sommers, und der Anfang eines ewigen Winters, an dessen Gebieth sie angedrängt sind *). Unterdessen daß dieß Große die Schönheit der andern Gegenden erhebt; so mahlet, um den Reitz der Erde noch mehr zu erhöhen, in den vorüberwandelnden Wolken sich eine ganze Landschaft; Gold und Rosen durchglimmen die dunkelblauen Decken des Himmels und Purpur umröthet ihren Saum. Welche unaussprechliche Pracht! welche harmonische Verwickelung in diesen ländlichen Schauspielen! Nachdem wir uns unter diesen mannigfaltigen Ergetzungen recht erquickt hatten, so wandelten wir zu unserm Landhause wieder herunter. Die Alphörner einiger Hirten begleiteten uns beym Hinabsteigen, und das kunstlose Lied ihrer Galatheen tönte mit darunter; alle Eccho wachten auf, und aus der Ferne her verstärkte ein Waldhorn den Wiederhall; laut rief er aus dem entgegenstehenden Gehölze zurück; dann schmolzen die Töne in immer mattern Fall hinab, wurden noch einmal dumpf gehört, und verstummten. Die kühlenden Winde minderten die Wärme des herannahenden Mittags; und von allen Seiten hauchte uns ein süßer Duft aus den Gebüschen und Kräutern zu. Wir kamen in unserm Sommer-

---

*) Die Alpen.

hause mit der neuen Erfahrung an, daß uns die Natur auf dem Lande bey jedem Schritte eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von Ergetzungen darbiethet.

Zimmermann.

I. Niederlage der Römer unter Varus.

(Populäre historische Schreibart.)

Im neunten Jahr nach Christi Geburt erlitten die Römer eine so harte Niederlage von den Deutschen, daß sie alle Eroberungen, welche sie so gewiß vom Rhein, über die Weser, bis an die Elbe gemacht zu haben meinten, mit Einem Mahle einbüßten. Ihr stolzes Vertrauen auf ihre Macht und auf die siegprangenden Züge, die sie durch Deutschland gethan hatten, machte sie völlig sicher. Sie kannten auch die Deutschen noch zu wenig, indem sie glaubten, daß dieselben, von plötzlicher Furcht erfüllt, bereits ihre gehorsamen und treuen Unterthanen geworden wären, die sich alles von ihnen gefallen ließen. Nach dieser falschen Einbildung handelte Quintilius Varus, der um diese Zeit Befehlshaber des Römischen Kriegsheeres in Germanien war. Da die Römer in verschiedenen Gegenden dieses Landes mitten unter den Deutschen wohnten, und Städte zu erbauen anfingen, die Deutschen auch bey dem häufigen Umgange mit ihnen manches von den Römischen Sitten annahmen: so glaubte Varus, sie hätten die ihrigen, besonders ihren freyen, kriegerischen Muth, schon ganz vergessen. Er wollte sie also nicht nach und nach, sondern mit Einem Mahle zu

Römern machen. Daher schlug er sein Lager unter ihnen auf, zog sie vor sein Gericht, und ließ sie die spitzfindigen Ränke der römischen Rechte erfahren. Zugleich zeigte er ihnen den bisher unbekannten Anblick der Ruthen und Beile, welche den römischen Obrigkeiten vorgetragen wurden, damit sie die Verbrecher dadurch schrecken, und die auferlegten Strafen sogleich vollziehen lassen könnten. Den Deutschen kam es nicht allein befremdlich, sondern in der That härter als offenbare Gewalt vor, daß sie nach ausländischen Gesetzen und künstlichen Förmlichkeiten, auch in einer für sie eben so fremden Sprache, ihre Händel zur Entscheidung bringen, und Aussprüche über sich und ihre Güter ergehen lassen sollten: sie, die mit allen rechtlichen Umwegen und mit Sachwaltern bisher ganz unbekannt, vielmehr gewohnt waren, ihre Angelegenheiten den Richtern ihrer Nation selbst mit wenig Worten vorzutragen, und gar bald einen Bescheid darauf zu erhalten. Insonderheit verabscheuten sie die ihnen ganz ungewohnten körperlichen Strafen, als Zeichen der tiefsten Knechtschaft. Varus betrug sich unterdessen gegen sie, als wenn er Stadtrichter zu Rom gewesen wäre. Sein Geiz suchte auch jede Gelegenheit hervor, Geld von ihnen zu erpressen. Alles dieses fiel den Deutschen desto unerträglicher, weil den Vornehmen unter ihnen dadurch ihr ganzes Ansehen, und den übrigen ihre so werthen vaterländischen Sitten und Gewohnheiten entrissen wurden. Doch mußten sie sich eine Zeitlang gegen ihre eigenthümliche Gemüthsart verstellen; besonders diejenigen, welche sich in der Nähe der

Römischen Kriegsvölker und Festungen befanden. Sie fingen allerhand Zänkereyen unter einander an, und dankten dem Varus, daß er sie nicht, wie unter ihnen bisher geschehen, durch die Waffen, sondern durch Römisches Recht beylegte. Er aber lebte in einer so unbekümmerten Sicherheit, und hatte noch so wenig von kriegerischer Geschicklichkeit blicken lassen, daß die Deutschen hoffen konnten, sich durch irgend ein schlaues Mittel von seinen Bedrückungen loszumachen.

Unter den ansehnlichen Deutschen, welche sich beym Varus aufhielten, hatte sich seit kurzem Arminius, oder Hermann, Sohn des Sigimer, Fürsten der Cherusker, (welche Nation zwischen der Weser und Elbe, am Harze, ihren Sitz hatte,) sehr hervorgethan. Dieser junge, überaus tapfere Herr, dessen lebhafter Verstand und feurige Gemüthsart sich selbst in seinem Gesichte offenbarte, war durch die Heerzüge der Römer in seinem Vaterlande genöthigt worden, ihnen mehrere Jahre im Kriege gegen andere Deutsche Nationen zu folgen. Sie hatten ihn dafür mit dem Römischen Bürgerrechte und mit der Würde eines Ritters belohnt. Aber in seiuem Herzen war heiße Empfindung der Freyheit, und ein unwiderstehlicher Trieb, sich und seine Nation an den Römern zu rächen. Zuerst entdeckte er seinen Vorsatz wenigen; bald aber nahmen mehrere Große daran Antheil, nachdem er ihnen gezeigt hatte, wie leicht die Römer überfallen werden könnten; und er bestimmte die bequemste Zeit dazu. Nach ihrer Verabredung also ergriffen die Deutschen an der Weser die Waffen gegen die Römer. Varus zog, wie ihm die

Deutschen Großen riethen, die sich bey ihm befanden, selbst mit seinem Heere dahin, um diese Unruhen zu dämpfen; aber sie nahmen Abschied von ihm, und versprachen, daß sie bald wieder zu ihm kommen wollten. Vergebens offenbarte ihm selbst einer von den Fürsten der Cherusker, der ein Feind des Arminius, obgleich sein Schwiegervater, war, die ganze Verschwörung. Er bat den Varus, noch am letzten Tage, da die Fürsten bey ihm waren, daß er ihn und alle übrigen gefangen halten möchte, damit er untersuchen könnte, wer schuldig oder unschuldig sey; der große Haufe würde nichts wagen, wenn man ihn seiner Heerführer beraubt hätte. Varus glaubte nichts von diesen Warnungen; er rückte mit seinem Heere gegen die Weser zu, und kam endlich in einen großen dicht bewachsenen Wald, der überall mit Bergen und engen Thälern umgeben war, wo sich nirgends ein gebahnter Weg fand, und wo überdieß ein starker Regen und ein heftiger Sturmwind den Römern weder ihre Waffen zu gebrauchen, noch festen Fuß zu fassen erlaubte. In dieser unglücklichen Stellung wurden sie aus allen Seiten von den Deutschen, unter der Anführung des Arminius und der übrigen Fürsten, angegriffen. Zwar retteten sie sich noch mit unsäglicher Mühe auf das freye Feld, und suchten sich ferner durch ihre Feinde durchzuschlagen; aber bald kamen sie in einen andern Wald, wurden aufs neue von den Deutschen umringt, und zuletzt durch die Enge der Gegend, wo sie eingeschlossen waren, und durch das fortdauernde Sturmwetter außer allen Stand gesetzt, sich zu vertheidigen. Da nahm

sich Varus selbst das Leben, um nicht lebendig in die Hände der Deutschen zu fallen; einige Befehlshaber folgten seinem Beyspiele; andere wurden von den Feinden niedergemacht, zum Theil an Altären ihren Göttern geopfert, und ihre Köpfe als Siegeszeichen auf die Bäume gesteckt; die übrigen Soldaten verloren auch größtentheils das Leben, oder ihre Freyheit. Solchergestalt wurde das schönste Kriegsheer, welches die Römer damahls hatten, ungefähr zwanzig tausend Mann an der Zahl, von den Deutschen zu Grunde gerichtet. Diese Niederlage des Varus, die allem Ansehen nach im heutigen Bisthum Paderborn erfolgt ist, hatte für die Deutschen die erwünschte Wirkung, daß die Römer alle ihre Eroberungen in Germanien verlassen mußten. Noch mehr: Deutschland hat es diesem Siege des Arminius zu danken, daß es nicht unter die Herrschaft der Römer gekommen ist; auch nicht, wie so viele andere Völker, welche dieses Schicksal hatten, seine eigenthümliche Sprache mit der Römischen hat vertauschen, und darüber gänzlich einbüßen müssen.

Aus Schröckh's Weltgeschichte für Kinder.

II. Der Sieg der Germanen unter Hermann.

(Classische historische Schreibart.)

In den Jahren, da unsere Zeitrechnung beginnt, als schon alle, von Deutschen viel bewohnte, Länder links dem Rhein in die Römische Herrschaft eingeschlossen waren, drohte auch denen zwischen Elbe und Rhein dasselbe Loos. Zwar nicht bezwungen, nur durchzogen,

meist noch im alten Stande, außer, daß an Straßen hie und da Römische Besatzung lag, schienen sie unabhängig; und geringen Preis der Eroberung both ihre rauhe Armuth den Herren ungleich größerer und schönerer Lande, deren Grenze am Rhein so stark und fest war, daß sie vorzurücken thöricht schien. Allein die Römer auf Seelenzahl bey Freund und Feind, nicht minder als auf Reichthümer, schon damahls aufmerksam, beunruhigte und reizte zugleich die Menge kriegerischen Volkes, von ihrer Mark an bis dahin, woher die Kimbern einst gekommen, wohnhaft; die jetzt in ihrer Freyheit furchtbarer, als irgend andere Nachbaren, den Kern des Heeres anhaltend beschäftigte, wenigstens die Grenze zu hüten nöthigte; geschwächt hingegen und gebändigt, eben diesem Heere einen, bey schon jetzt großer Entvölkerung Italiens, erwünschten Zuwachs verhieß. Den Widerstand, der von so streitbaren Völkern zu erwarten stand, obgleich mehrere schon durch den bisherigen Kampf entkräftet oder doch geschreckt waren, minderte nicht allein ihre eigene, eifersuchtsvolle Trennung, mit so viel Kunst als Sorgfalt von den Römern genährt, sondern auch das absichtlich unbestimmte Verhältniß, worin sich diese gegen Deutschland hielten. Weder Friede noch Krieg erklärt, sondern beydes immer nach Umständen auf Willkühr ausgesetzt; keine ausgesprochene Anmaßung der Herrschaft, aber nach Gelegenheit herrische Einmischung; ohne Vertrag mit ganzen Völkern, einzelne Vornehme durch allerley Reitz angezogen und mit Gepränge in des Kaisers Freundschaft, zum Theil auch in Kriegsdienst auf-

genommen. Dazu schon auf mehreren Strecken des rechten Rheinufers, welche die alten Einwohner, seit Cäsar's Einfällen, wahrscheinlich geräumt hatten, Römische Ansiedelungen; wohin die Deutschen offener Markt zu allerley Genuß, zu friedlichem Verkehr und zu fremden Sitten lockte.

Diese Voranstalt der Unterjochung, eben so klug angelegt, wie ehemahls in Gallien und Hispanien, gedieh nicht weniger schnell hier; also daß, schon im achtzehnten Jahre nach des Drusus erstem Einbruche, Quintilius Varus, des Rheinlandes Statthalter, ein in Staatsgeschäften ergrauter Mann, von hohem, obgleich neuem Adel, und dem Kaiserhause verwandt, nicht zweifelte, die Deutschen völlig zähmen und zu rechten Unterthanen des großen Reiches machen zu können. Er kam über den Rhein mit dem größten Theile seiner Heeresmacht, wohl fünfzig tausend Mann, und pflanzte die Adler, nicht, wie seine Vorgänger gethan, auf kurze Zeit, sondern als bleibend, an der Weser auf. Hier nun, mitten unter freyheitsfrohen Völkern, verfuhr er nicht anders, als in Syrien, welches der Knechtschaft längst gewohnte Land er zuvor regiert hatte. Gelehrter in der Verwaltung als im Kriege, und gewohnt, in vergnüglicher Ruhe den Befehl zu führen, gedachte er die Waffen nur zu brauchen, um den Künsten des Regierens, deren Wirkung auf die Deutsche Rohheit ihm unfehlbar däuchte, Nachdruck zu geben. Daher hielt er das Heer, obwohl beysammen, auf dem Friedensfuße, gab dem Lager das Ansehen einer Stadt, und zeigte sich, mit einer Menge Geschäftsleute, die

er mitgebracht hatte, in bürgerlicher Tracht. Hochmuth und Verachtung erzeigte er den Gemeinen, gleich als Knechten; den Stolz der Vornehmen, an welchen das Volk hing, suchte er mit mancherley Ehren, indem er sie vertrauten Umganges würdigte, zu befriedigen, oder durch Zurücksetzung der Abgeneigten, während er die Befreundeten auszeichnete, zu brechen. Indessen maßte er sich des Richteramtes an; fällte und vollstreckte, nach umständlicher Verhandlung in Römischer Form, Rechtssprüche über Händel, welche zuvor, als unter selbstständigen Menschen, ein aus der Genossenschaft erwählter Richter oder das Loos der Waffen zu entscheiden gepflegt; hielt auch über Frevel Gericht, übte Blutbann nach Römischen Gesetzen, und ließ gegen die Uebertreter seiner Satzungen die Ruthen und das Beil wüthen. Mit kleinen Abtheilungen seines Heeres, angeblich um Sicherheit zu stiften, besetzte er die wichtigsten Landstriche, und freute sich der guten Zucht und Ordnung, die er eingeführt. So gewiß war er, die Deutschen in seiner Hand zu haben, daß er sich vermaß, Lieferungen zu gebiethen, Abgaben einzutreiben; nicht für das Heer allein, oder für den Kaiser, sondern auch zu eigenem Gewinn.

Solch unerhörter Hohn entzündete die edleren, der alten Freyheit treu gebliebenen Gemüther mit Zorn und Schmerz; regte auch viele deren wieder auf, welche die Gewöhnung an der Römer Obmacht bisher niedergehalten oder abgestumpft. Allein so stark war schon die Herrschaft, von welcher sie vorlängst umstrickt, nun plötzlich überzogen waren, daß vor einem offenen An-

griffe auch der frischeste Muth sich scheuen mußte. Denn mitten im Lande lag das beste aller Heere, so das Römische Reich damahls aufwies; Krieger, die mit Drusus und Tiberius mehrmahl dasselbe Land siegreich durchzogen hatten; sehr weit den Deutschen überlegen wo nicht an Zahl und Tapferkeit, doch an Trefflichkeit der Waffen und an des Krieges Kunst und Uebung. Gedrängt in vortheilhafter Stellung, obgleich fern vom Rhein, waren sie der Verbindung Meister durch eine vortreffliche Straße, dazu durch manche Burg und manche wohl vertheilte Wache. In solcher Lage, ein solches Heer aufs Haupt zu schlagen, ja nur zu vertreiben, durften die Deutschen, selbst gesammelt und wohl gerüstet, nicht hoffen; aber wie auch nur sich sammeln, wie sich rüsten, so umstellt und bewacht?

Der hohe Geist eines Jünglings erfand Rettung aus dieser Noth. Hermann, ein Sohn Sigmars, des vornehmsten der Cherusken (mit welchem Volke Tiberius auf seinem Heerzuge sich friedlich gesetzt und Söldner von ihm erhalten hatte), übertraf an Leibes-Gestalt und Tüchtigkeit, besonders an Scharfblick, Seelenstärke und Entschlossenheit die Meisten seines Volkes. Sein Gemüth, dessen Feuer ihm aus den Augen und allen Zügen strahlte, war in den Römischen Feldlagern, wo er, mit seinem Bruder, von früher Jugend auf, als Führer seiner Landsleute gedient, weder durch den Dienst gebeugt, noch befangen durch dessen Lohn, da man ihn zum Römer und Ritter machte. Die Schmach des Vaterlandes fühlte er am tiefsten, und wie das Joch täglich schwerer und fester werde, und

gerades Anstreben dawider nichts vermöge; sah er am besten. Daher unterwarf er der kältesten Ueberlegung den natürlichen Ungestüm, und gesellte zu der Stärke List.

Sein Erstes war, mit Hülfe seines edlen Vaters, die Gesinnung anderer Häupter seines Volksstammes und der benachbarten leise zu erforschen; denen, so er gleichgestimmt fand, zuerst ferne Aussichten auf Rettung, sodann allmählig nähere zu eröffnen. Das that er, fast unter Varus Augen, dem er sich immer unbefangen zeigte; vertrauend übrigens auf seiner Landsleute Redlichkeit, daß auch die Abgeneigteren ihn nicht verrathen würden. Einer fand sich doch; Segest, ein mächtiger Mann, den Römern durch ihr Bürgerrecht, worauf er sich viel einbildete, verpflichtet, und sein Vaterland beglückter in Abhängigkeit, als in Freyheit achtend. Dieser warnte den Römischen Befehlshaber. Allein Varus, entweder durch Hermann's Betragen gegen ihn getäuscht, oder, was glaubhafter ist, aus Trotz auf seine Macht, und aus Geringstellung der Deutschen, achtete der Warnung nicht. Als nun in solcher Stille Hermann eine große Eidgenossenschaft gestiftet, so daß die Römer, nichts argwohnend, von Feinden rings umgeben waren, gab er endlich seinen Anschlag den Verbündeten kund, setzte ihn auch alsbald ins Werk. Die Feindseligkeit begann, auf seinen Wink, ein ferne an der Ems wohnhafter Stamm, indem er die in der Nähe liegenden Römer überfiel. Auf diese Kunde beschloß Varus mit all seiner Macht an die Ems geradeweges aufzubrechen, obwohl keine Straße dahin

gebahnt, vielmehr durch Sumpf und Wald beynah unwegsames Land dazwischen lag; allein er rechnete auf leichten Sieg über diese Schwierigkeiten, durch die ihm dienstbare Kraft der zahlreichen Völkerschaften, an deren Gehorsam er nicht zweifelte. Als er den Zug nun angetreten, beurlaubte sich Hermann mit seinen Genossen, unter dem guten Vorwande, sie müßten das Aufgebot ihrer Stämme, welches Varus zum Beystande begehrt, selbst ordnen und heranführen. Hier, bey einem nächtlichen Gastmahle, warnt Segest noch einmahl; fleht um Untersuchung; fordert zuletzt, daß alle Vornehme, darunter auch er, in Haft genommen würden; seiner Führer beraubt, werde das Volk nicht aufstehn. Varus, standhaft im Unglauben, wies all' diese Vorstellungen zurück, und ließ Hermann mit den übrigen ziehen. Diese eilends an die Stellen, wohin die Aufgebothe schon beschieden waren; schnell voran mit der gesammelten Mannschaft; zugleich Landsturm durch alle Gaue; und was allda von Römern war, in Haufen oder einzeln, raffte plötzlich das Schwert.

Unterdessen in die Wildniß eingedrungen, schritt das Römische Heer langsam, mühselig, jedoch sorglos fort; ein gewaltiger Zug, nicht nur Bewaffnete, sondern auch, dazwischen und daneben, Weiber, Kinder und Gesinde, mit sehr vielen Wagen und Lastthieren. Mit der Beschwerlichkeit wuchs die Unordnung, als, unter heftigem Windeswehen, ein starker Regen fiel, wodurch die Waldpfade schlüpfrig, und zugleich durch Krachen und Sturz der Bäume, die der Sturm brach, schauerlich und gefahrvoll wurden. Plötzlich, in das

Rauschen des Winds und Regens, in das Rufen und Klagen der Hinziehenden, fällt Deutsches Schlachtgeschrey ein; rings umher, im Dickicht, auf den Höhen Feinde; schon trifft auf manche Abtheilung des Heers ihr Wurfgeschoß. Indeß nun der wehrlosere Theil des Zuges sich in angstvoller Eile drängt, versuchen tapfere Hauptleute Gegenwehr; Varus untersagt es; einige reißt dennoch der gereizte Muth ins Gefecht; die läßt er greifen und bestrafen. Mühselig und mit bedeutendem Verluste, — da die Deutschen immer näher kamen und ihrer Wurfspeere Gewalt zunahm — führte er an diesem Tage das Heer auf einen freyern, zum Lager tauglichen Platz. Hier befahl er die meisten Wagen, und was sonst entbehrlich war, zu verbrennen; rastete die Nacht in fest geschlossenem Lager; und soll, verderblichen Dünkels jetzt noch voll, die Feinde als Aufrührer vor seinen Richterstuhl gefordert haben. Des folgenden Morgens zog er weiter, abermahls durch Wald; umgeben, angefallen und verfolgt, wie den vorigen Tag; besser geordnet war sein Zug, und Gegenwehr nicht mehr verboten; sie hielt die Deutschen ferne von den Reihen, nicht so weit, daß ihr Geschoß diese nicht erreicht und Viele niedergestreckt hätte. Nochmahls gelangte Varus auf ein offenes Gefild und schlug ein ordentliches Lager.

Hermann aber, dem unterdessen genügt, mit dem kleinen Kriege den Römern Abbruch zu thun, da er den Feind nun fern genug von seinen Straßen, tief genug in schwierigem Lande sieht, die eignen Schaaren aber durch den Landsturm so verstärkt, daß sie das

Feld nicht scheuen dürfen (denn herzu eilte das Volk freudenvoll und so einmüthig, daß gezwungen auch Segest mit den Seinen mitzog), beschließt er auf den folgenden Tag, den dritten seit des Verfolgens Anfang, die Vertilgungsschlacht. Daher, als Varus des Morgens wieder aufbrach, alsbald heftiger auf ihn eingedrungen ward, und zum Handgemenge der Streit gedieh. Da ward, unter dem Schrecknis eines Ungewitters, auf dem weichen Blachfelde mit großer Hitze und Erbitterung gekämpft, als von solchen, die auf Leben und Tod, die einen um Befreyung, die andern um Rettung stritten. Wie aber der Muth der Deutschen stärker, als des Feindes Verzweiflung war, so that auch ihnen, als den Frischeren und leichter Bewaffneten, Sturm und Regen weniger Schaden. Als endlich der Römer Ordnungen zumeist gesprengt, auch Adler genommen waren, Varus selbst verwundet und zwey seiner Unterfeldherren gefallen, da versuchte der dritte, noch unversehrt, mit der Reiterey — das Fußvolk gab er auf — sich durchzuschlagen. Allein weder ihm noch Anderen, die, abgeschnitten oder freywillig getrennt, das Weite suchten, gelang die Flucht; sondern weit die Meisten sind von den nachsetzenden Deutschen, theils sogleich, theils an folgenden Tagen, in Wildnissen, Schluchten, Sümpfen, erjagt und niedergemacht worden. Das noch übrige Fußvolk zog indessen, immer fechtend, weiter; und da es eine Stellung, die zum Lager günstig schien, gewonnen, schloß es sich eng, sie zu behaupten. Während also ein Theil focht, warfen die übrigen, wie gebräuchlich, zum Schutz dem La-

ger, den Graben auf. Allein unaufhaltsam stürmt die Deutsche Heereskraft heran; da stürzt Varus verzweiflungsvoll in sein Schwert; darob verzagen die Vornehmsten des Heeres, handeln mit Hermann, ergeben sich auf Gnad' und Ungnade.

Aus Fr. Roth's Hermann und Marbod.

I. Dichterruhm. *)

(Niedrig komische Schreibart.)

Der Ruhm hat freylich große Last
In diesem Jammerleben,
Wie du davon zum Sprechen hast
Ein Conterfey gegeben.

Doch nach dem Tode geht's erst an!
Denn auch bey den Tongusen,
Nach tausend Jahren ehret man,
So Gott will! unsre Musen.

Dort illustrirt man fein aus uns
Antiquitäten-Listen.
Uns liest manch hochberühmter Duns
Gelahrter Humanisten;

Die jetzt aus ihrem Bücherschrein
Beträchtlich uns verschieben,
Weil wir nicht Griechisch und Latein
Und nicht Arabisch schrieben.

---

*) Aus Bürger's Epistel an Göking.

Dort preiſ't man unſre Opera
Durch Commentationen,
Inaugural-Programmata
Und Diſſertationen.

Schon hör' ich Krittler-Mordgeſchrey
In meinem ſtillen Grabe:
Wer die Lenore doch wohl ſey?
Ob ſie gelebet habe?

Man bringt, bald chrestomatice
Uns winzig klein in nucem,
Bald commentirt cum indice
In folio ad lucem.

Wie ſchön, wenn Knaben, jung und alt
In jenen goldnen Tagen,
Zur Schul', in Riemen eingeſchnallt,
Mich alten Knaſter tragen!

Aus mir Vocabeln wohlgemuth
Und Phraſes memoriren,
Um mich ſo recht in Saft und Blut,
Ut ajunt, zu vertiren!

Und geht's nicht mit der Lection
Und mit dem Exponiren,
Dann wird's gar ſchlecht im Hauſe ſtohn. —
Der Junker muß cariren! —

Sieh, was die Reimerey beſchert,
Die du vermaledeyet!

Das ist doch wohl der Federn werth,
Die man darum zerkäuet? —

Nur Eine Angst vergällt den Ruhm,
Den ich mir phantasire,
Daß einst nicht, wie Horatium,
Mich Hinz und Kunz vertire.

II. Gelehrtenruhm. *)

(Hochkomische Schreibart.)

Glücklich ist der, meine Herren, der Pasteten isset und utramque rempublicam gehen läßt, wie sie geht! dem sein Schutzgeist, der bey seiner Geburt den ganzen Zweck seines Daseyns übersah, nichts wünschte — als eine gesegnete Mahlzeit! Der Kitzel, alles zu wissen, versagt ihm den schmausenden Morgentraum nicht; ein Floh im Strumpf ängstigt ihn mehr, als alle Zweifel über seine Bestimmung; und er verlangt von dem göttlichen Lorber nur wenige Blätter — um sein Rindfleisch zu würzen. Nichts erinnert ihn an seine Sterblichkeit, als wenn zu viel Knochen im Fricassee sind, und nie geräth er in tiefes Nachdenken, als wenn er mit Erstaunen ausruft: was für Geheimnisse stecken in einem Ragout!

---

*) Aus Leisewitz Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter.

Und was haben wir denn davon, daß uns alle Morgen der Fleiß sein Erwache! ins Ohr donnert, daß wir der Natur, Freundschaft, Liebe und uns selber entsagen, daß uns das männliche Alter als Greise findet, kurz, was bezahlt uns das Unglück gelehrt und berühmt zu heissen? Etwa, daß wir uns mit offenem Hemde vor einem Duodezband, oder, in einer gestickten Weste, und neben uns unser Wappen, vor einem Quartanten sehen? Daß ein reisender Uffenbach unsre krummen oder graden Beine bemerkt? Oder daß ein Stück Silber mit unserm Brustbilde von Liebhabern zu Juden, und von Juden zu Liebhabern wandert? Oder daß wir in einer schwärmerischen Minute die Ewigkeit bey allen vier Zipfeln zu halten glauben?

Es ist noch nicht ausgemacht, meine Herren, ob Salomo sein Alles ist eitel! zu seinem Minister, seinem Koch, oder vielmehr zu seinem Bibliothekar sagte. Doch er mag gesagt haben, was er will; auch das gelehrte Leben ist eitel, von der Zeit des Eseltragens in den Schulen an, bis wir in die lange Nacht kommen, wo der Schriftsteller und sein Commentator, der Schauspieler und sein Lichtputzer, ruhig neben einander schlafen.

Freylich wird alles, was unser ist, unter die Sterne versetzt. Aber haltet Ihr es einem rechtschaffenen Mann für anständig, die Sterne in ihren wohlhergebrachten Rechten zu beunruhigen, daß bald der Krebs seine Scheeren, bald die Jungfer ihren Reifrock einziehen muß, um unserm vielsylbigen Nahmen Platz zu machen? Die Sterne sind billiger als wir. Wann hat

der Wassermann Verse gemacht? oder der Scorpion Recensionen?

Aber im Ernste, ist Ewigkeit denn der Nahme Eurer Prinzessinn? — Denkt Ihr denn wirklich durch Eure Strohhälmchen den Strom aufzuhalten, der Roms Staatsverfassung untergrub, in dessen trüben Strudeln Königreiche, philosophische Sekten und Alexandrinische Bibliotheken wie Spreu schwimmen? — Aber möchte schwimmen, was schwimmen könnte, wenn nur nicht zuletzt die Geschichte hinten nach schwämme — oder ohne Figur zu reden, das ist eben der Henker, wenn die Welt verbrennt, so verbrennt die Universalhistorie mit.

Glaubt Ihr denn, daß Ihr das erste Menschengeschlecht seyd, das diese Erde bewohnt? Andre Leibnitze haben sie erleuchtet, und andre Alexander verwüstet, bis sie Feuer, oder Wasser, oder ein ausgestorbenes Element umschuf. Nichts geschieht, was nicht geschehen ist; und nichts geschieht, was nicht geschehen wird. Neue Heinriche werden regieren, und neue Ravaillacs sie ermorden; die Fakel der Philosophie wird verlöschen, und noch unerschaffne Barbaren de universali a parte rei disputiren. — Das große All ist ein umlaufendes Rad; jede Speiche kommt zu ihrer Zeit oben. — Alles wird Staub, und ein berühmter Nahme in der Geschichte kommt mir vor wie ein Thierchen im Spiritus — eine kurze Frist zwischen Tod und Verwesung!

Ein altes Sprichwort sagt: Großes Glück fodert starke Schultern. Und sollte Witz und Gelehrsamkeit

keinen Schultern zu schwer seyn, da jenes zu den Dingen gehört, die außer uns sind, diese aber in das innerste Wesen der Seele eindringen? Und doch prüft niemand, wie viel sein Herz und sein Verstand tragen können. Allein beyde gehn auch oft unter der Last ihrer Kenntnisse zu Grunde; sie gleichen dem alten Schlauch mit gährendem Moste. Der Schlauch zerreißt und der Most wird verschüttet. — Auch fodert das Beste der Menschheit nicht ungeheure Gelahrtheit von uns — der natürliche Mensch ruft, unter unsern Wissenschaften, wie Sokrates auf einem Jahrmarkte aus: Gott sey Dank, wie viel ist hier, was ich nicht brauche!

I. Hölty an Miller.

Miller, denk' ich des Tags, welcher uns scheiden wird,
  Faßt der Donnergedanke mich;
Dann bewölkt sich mein Blick, starret zur Erd' hinab,
  Schaut nur Bilder der Traurigkeit.
Ernst, mit finsterer Stirn, wandelt die Stunde her,
  Die mich fernet von meinem Freund,
Wandelt ernster, und schnell fliegt der gezuckte Dolch
  In mein blutendes Herz hinab.
Eh' dem Baume das Laub röthlich und gelb entweht,
  Kommt der finstere Scheidetag,
Stürmt die Freunde hinweg, zucket und stürzt den Dolch
  In mein blutendes Herz hinab.
Wann nun wieder den Baum schattendes Grün umrauscht,
  Irr' ich einsam von Strauch zu Strauch:

Vor des Einsamen Blick schließen sich Blumen zu,
Und die rieselnde Quelle weint,
Und vom Nachtigallbusch tönet mir Seufzerlaut.
Ach, die Seelen der Abende,
Die uns Freunden entfloh'n, sammeln sich dann um mich,
Schön und lächelnd wie Seraphim,
Und die Bilder der Ruh, welche die Frühlingsnacht
Auf uns Glückliche niedergoß.
Deines trauten Gesprächs werd' ich und Freundesblicks
Dann begehren; und ach, umsonst!
Deines Tugendgesangs, welcher mich himmelan
Oft geflügelt; und ach, umsonst!
In den Lauben des Mays, funkelt der Abendstern
Durch die Blüthen, der oft belauscht
Unsrer Herzen Erguß, werd ich dich spähn, den Arm
Nach dir strecken; und ach, umsonst!
Nicht der flammende Wunsch, nicht der bethränte Blick
Bringt dich wieder in meinen Arm;
Und mein Klagegesang ruft der Vergangenheit,
Bis mich hüllet die Rasengruft.
Und die hüllet mich bald! Lispelt das Rebengrün,
Wo du horchest der Nachtigall,
Zittert eine Gestalt, dämmernd in mildem Glanz,
Leises Fluges vor dir vorbey,
Winkt und lächelt dir zu: Miller, es ist dein Freund!
Durch die Blumen des Gartenbeets
Weht der Schatten dahin: Ahndung durchbebt dein Herz,
Und du schauerst vom Rasen auf,

Wandelst näher, und brichst, freudiger Wehmuth voll,
Dir die Blume, die, wankend noch
Von des fliehenden Freunds Schimmergewand', im Thau
Seiner rinnenden Zähre glänzt.

II. Klopstock an Giseke.

Geh! ich reiße mich los, obgleich die männliche Tugend
Nicht die Thräne verbeut,
Geh! ich weine nicht, Freund! Ich müßte mein Leben durchweinen,
Weint' ich dir, Giseke, nach!
Denn so werden sie alle dahin gehn, jeder den andern
Trauernd verlassen, und fliehn.
Also trennt der Tod gewählte Gatten! der Mann kam
Seufzend im Ocean um,
Sie am Gestad, wo von Todtengerippen und Scheiter und Meersand
Stürme das Grab ihr erhöhn.
So liegt Miltons Gebein von Homers Gebeine gesondert,
Und der Zypresse verweht
Ihre Klag' an dem Grabe des Einen, und kommt nicht hinüber
Nach des Anderen Gruft.
So schrieb unser aller Verhängniß auf eherne Tafeln
Der im Himmel, und schwieg.
Was der Hocherhabene schrieb, verehr' ich im Staube,
Weine gen Himmel nicht auf.

Geh, mein Theurer! Es letzen vielleicht sich unsere Freunde
Auch ohne Thränen mit dir;
Wenn nicht Thränen die Seele vergießt, unweinbar dem Fremdling
Sanftes edles Gefühls.
Eile zu Hagedorn hin, und hast du genug ihn umarmet;
Ist die erste Begier,
Euch zu sehen, gestillt; sind alle Thränen der Freude
Weggelächelt entflohn:
Giseke, sag' ihm alsdann, nach drey genossenen Tagen,
Daß ich ihn liebe, wie du!

I. Das Mädchen aus der Fremde.
Von Schiller.

In einem Thal bey armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,

In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;

Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

II. Poesie des Lebens.

Von Schiller.

„Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden,
Mit trieg'rischem Besitz die Hoffnung hintergeh'n?
Entblößt muß ich die Wahrheit seh'n.
Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel schwinden,
Soll gleich den freyen Geist, den der erhabne Flug
In's grenzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden,
Er lernt sich selber überwinden;
Ihn wird das heilige Geboth
Der Pflicht, das furchtbare der Noth,
Nur desto unterwürf'ger finden.
Wer schon der Wahrheit milde Herrschaft scheut,
Wie trägt er die Nothwendigkeit?" —

So rufst du aus und blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sicherm Porte,
Verwerfend hin auf alles, was nur scheint.
Erschreckt von deinem ernsten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schar,
Der Musen Spiel verstummt, es ruh'n der Horen Tänze;
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar;
Apoll zerbricht die gold'ne Leyer,
Und Hermes seinen Wunderstab;
Des Traumes rosenfarb'ner Schleyer
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab;
Die Welt scheint, was sie ist —' ein Grab.
Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Cythereus Sohn; die Liebe sieht,
Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht;
Der Schönheit Jugendbild veraltet;
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß; und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

I. Aus Werther's Leiden.

Von Göthe.

Du kennst von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Ort ein Hüttchen aufzuschlagen, und da mit aller Einschränkung zu herbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den sie Wahlheim nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man eben auf dem Fußpfade zum Dorfe herausgeht, übersieht man auf Einmahl das ganze Thal. Eine gute Wirthinn, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über alles geht, sind zwey Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aesten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauernhöfen, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin lasse ich mein Tischchen aus dem Wirthshause bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer. Das erste Mahl, als ich durch einen Zufall, an einem schönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen so einsam. Es war alles im Felde; nur ein Knabe, von ungefähr vier Jahren, saß an der Erde und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwischen seinen Füßen sitzendes, Kind mit beyden Armen wider seine Brust, so daß er ihm zu einer Art von Sessel diente, und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus seinen schwarzen Augen herumschaute, ganz ruhig saß. Mich vergnügte der Anblick; ich setzte mich auf einen Pflug, der gegenüber stand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergetzen. Ich fügte den nächsten Zaun, ein Scheunenthor und einige gebrochene Wagenräder bey, alles, wie es hinter einander stand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohlgeordnete, sehr interessante Zeichnung

verfertigt hatte, ohne das mindeste von dem meinen hinzuzuthun. — —

Ich saß, ganz in mahlerische Empfindungen vertieft, auf meinem Pfluge wohl zwey Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die sich indeß die Zeit nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am Arm, und ruft von weitem: Philipps, du bist recht brav! Sie grüßte mich, ich dankte ihr, stand auf, trat näher hin und fragte sie: ob sie Mutter von den Kindern wäre? Sie bejahte es, und indem sie dem ältesten einen halben Weck gab, nahm sie das kleine auf und küßte es mit aller mütterlicher Liebe. — Ich habe, sagte sie, meinem Philipps das kleine zu halten gegeben, und bin mit meinem ältesten in die Stadt gegangen, um Weiß-Brod zu holen und Zucker, und ein irden Breypfännchen. — Ich sah das alles in dem Korbe, dessen Deckel abgefallen war. — Ich will meinem Hanns (das war der Name des jüngsten) ein Süppchen kochen zum Abende; der lose Vogel, der Große, hat mir gestern das Pfännchen zerbrochen, als er sich mit Philippsen um die Scharre des Brey's zankte. — Ich fragte nach dem Aeltesten und sie hatte mir kaum gesagt, daß er sich auf der Wiese mit ein Paar Gänsen herumjage, als er gesprungen kam und dem zweyten eine Haselgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe und erfuhr, daß sie des Schulmeisters Tochter sey, und daß ihr Mann eine Reise in die Schweiz gemacht habe, um die Erbschaft eines Vetters zu holen. — Sie haben ihn darum betrügen wollen, sagte sie, und ihm auf seine

Briefe nicht geantwortet; da ist er selbst hineingegangen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren ist; ich höre nichts von ihm. — Es ward mir schwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch für's jüngste gab ich ihr einen, ihm einen Weck zur Suppe mitzubringen, wenn sie in die Stadt ginge, und so schieden wir von einander.

Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt, sie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und theilen das Butterbrot und die saure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie; und wenn ich nicht nach der Bethstunde da bin, so hat die Wirthinn Ordre, ihn auszuzahlen.

Sie sind vertraut, erzählen mir allerhand, und besonders ergetze ich mich an ihren Leidenschaften und simpeln Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammeln.

Viel Mühe hat mir's gekostet, der Mutter ihre Besorgniß zu nehmen: „sie möchten den Herrn inkommodiren."

II. Aus Werthers Leiden.

Von Göthe.

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne über-

strömte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreyte; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle

die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern, und sich annisten, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles so geringe achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans, weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damahls, wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurückzurufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgibt.

Es hat sich vor meiner Seele, wie ein Vorhang, weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorüber geht? da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseyns ausdauert

ach, in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der dich nicht verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, seyn mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große seltne Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her! Ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

I. Nataliens Neujahrswunsch.

Von Jean Paul (Fr. Richter.)

Das neue Jahr öffnet seine Pforte; das Schicksal steht zwischen brennenden Morgenwolken und der Sonne auf dem Aschenhügel des zusammengesunkenen Jahrs, und theilt die Tage aus. Um was bittest du, Natalie?

Um keine Freuden — Ach, alle, die in meinem Herzen waren, haben nichts darin zurück gelassen, als schwarze Dornen, und ihr Rosenduft war bald zerlaufen — Neben dem Sonnenbilde wächs't die schwere Gewitterwolke; und wenn es um uns glänzt, so bewegt

sich nur das wiederscheinende Schwert, das der künftige Tag gegen den freudigen Busen zieht. — Nein, ich bitt' um keine Freuden; sie machen das durstige Herz so leer, nur der Kummer macht es voll.

Das Schicksal theilet die Zukunft aus; was wünschest du, Natalie?

Keine Liebe — O wer die stechende weiße Rose der Liebe an das Herz drücket, dem blutet es; und die warme Freudenzähre, die in ihren Rosenkelch tropfet, wird frühe kalt, und dann trocken. Am Morgen des Lebens hängt die Liebe blühend und glänzend, als eine große rosenrothe Aurora im Himmel — o, tritt nicht in die glimmende Wolke, sie besteht aus Nebel und Thränen. — Nein, nein, wünsche keine Liebe; stirb an schönern Schmerzen, erstarre unter einem erhabnern Giftbaum, als die kleine Myrthe ist.

Du kniest vor dem Schicksal, Natalie; sag' ihm, was du wünschest?

Auch keine Freude mehr — Nein! Wir stehen alle auf ausgehöhlten Gräbern neben einander; und wenn wir nun einander so herzlich an den Händen gehalten, und so lange mit einander gelitten haben: so bricht der leere Hügel des Freundes ein, und der Erbleichende rollt hinab, und ich stehe mit dem kalten Leben einsam neben der gefüllten Höhle — Nein, nein! — Aber dann, wenn das Herz unsterblich ist, wenn einst die Freunde auf der ewigen Welt beysammen stehen, dann schlage wärmer die festere Brust, dann weine froher das unvergängliche Auge, und der Mund, der nicht mehr erblassen kann, stammle: Nun komm zu mir, du

Theurer, heute wollen wir uns lieben, denn nun werden wir nicht mehr getrennt.

O du verlassene Natalie, um was bittest du denn auf der Erde?

Um Geduld und um das Grab, um mehr nicht. Aber das versage nicht, du schweigendes Geschick! Trockne das Auge, dann schließ' es! Stille das Herz, und dann brich es! — Ja, einstmahls, wenn der Geist in einem schönern Himmel seine Flügel hebt, wenn das neue Jahr in einer reinern Welt anbricht, und wann alles sich wieder sieht und wieder liebt: dann bring' ich meine Wünsche. . . . Und für mich keine — denn ich würde schon zu glücklich seyn.

II. Der sonderbare Ritt.

Von Jean Paul.

Reiter kennen die Gefahren auf einem durchgehenden Pferde längst. Mein Unstern wollte, daß ich in Wien auf ein Miethpferd zu sitzen kam, das zwar ein schöner Honigschimmel war, aber alt und hartmäulig wie der Satan, so daß die Bestie in der nächsten Gasse mit mir durchging und zwar — leider bloß im Schritte. Kein Halten, kein Lenken schlug an; ich that endlich auf dem Selbststreitroß Nothschuß nach Nothschuß und schrie: Haltet auf, ihr Leute, um Gotteswillen aufgehalten, mein Gaul geht durch. Aber da die einfältigen Menschen das Pferd so langsam gehen sahen, wie den Reichshofraths-Proceß und den Ordinari-Postwagen: so konnten sie sich durchaus nicht in die Sache

finden, bis ich in heftigster Bewegung wie besessen schrie: Haltet doch auf, ihr Pinsel und Pensel, seht ihr denn nicht, daß ich die Mähre nicht mehr halten kann? Jetzt kam den Faulpelzen ein hartmäuliges schrittlings ausziehendes Pferd lächerlich vor — Halb Wien bekam ich dadurch wie einen Bartstern-Schwanz hinter meinen Roß-Schweif und Zopf nach — Fürst Kaunitz, sonst der beste Reiter des Jahrhunderts (des vorigen) hielt an, um mir zu folgen — Ich selber saß und schwamm als aufrechtes Treib-Eis auf dem Honigschimmel — Ein vieleckiger rockschößiger Briefträger gab rechts und links seine Briefe in den Stockwerken ab, und kam mir stets mit satyrischen Gesichtszügen wieder nach, weil der Schimmel zu langsam auszog — Der Schwanzschleuderer, (bekanntlich der Mann, der mit einer zweyspännigen Wassertonne über die Straßen fährt, und sie mit einem 3 Ellen langen Schlauch aus einem blechernen Trichter benetzt) fuhr den Hinterbacken meines Pferdes nach und feuchtete während seiner Pflicht jene und mich selber kühlend an, ob ich gleich kalten Schweiß genug hatte, um keines frischern zu bedürfen. Ich gerieth auf meinem höllischen trojanischen Pferde (nur war ich selber das untergehende Troja das ritt) nach Malzleinsdorf (einer Wiener-Vorstadt) oder warens für meine gepeinigten Sinne, ganz andere Gassen. — Endlich mußte ich Abends spät nach dem Retraite-Schuß des Praters im letztern zu meinem Abscheu und gegen alle Polizey-Gesetze auf dem gesetzlosen Honigschimmel noch herum reiten, und ich hätte vielleicht gar auf ihm übernachtet, wenn nicht

mein Schwager, der Dragoner, mich gesehen und noch fest auf dem durchgegangenen Gaule gefunden hätte. Er machte keine Umstände — fing das Vieh — that die lustige Frage: warum ich nicht voltigirt hätte? ob er gleich recht gut weiß, daß dazu ein hölzerner Gaul gehört, der steht — und hohlte mich herab — und so kamen alle berittene Wesen, unberitten und unbeschädigt, nach Hause.

Druckfehler.

In der ersten Abtheilung.

Seite 43 Zeile 9 von unten statt den Freund lies den, Freund.

S. 54 Zeile 12 nach Beyspiel streiche (—).

S. 57 Z. 4 st. wie l. wer.

— — Z. 7 v. u. st. Lehrsätzen l. Lehnsätzen.

S. 60 Z. 5 v. u. st. Heltenthaten l. Heldenthaten.

S. 62 Z. 15 v. u. st. Inhaltes l. Gehaltes.

S. 71 Z. 10 st. widerum l. wiederum.

S. 77 Z. 9 st. Paralelle l. Parallele.

S. 94 Z. 3. st. der l. dem.

S. 102 Z. 2 und 3 st. wechselnden Tanz|der Emp|findung l. wechselnden|Tanz der Emp|findung.

S. 104 Z. 3. v. u. st. mir l. mit.

S. 109 Z. 15 st. Amphibrachis l. Amphibrachys.

S. 114 Z. 4 streiche in.

S. 115 Z. 9 v. u. streiche an eine Quelle.

S. 116 Z. 9 st. §. 24 l. §. 31.

In der zweyten Abtheilung.

S. 12 Z. 10 streiche endlich.

S. 13 Z. 9 v. u. setze so vor geschieht.

S. 14 Z. 5 st. verlangte in l. verlangt ein.

S. 17 Z. 3 v. u. streiche (,) nach innere.

S. 45 Z. 12 st. habe l. hat.

S. 54 Z. 10 st. Held l. Helden.

S. 80 Z. 7 v. u. streiche (8)

S. 81 Z. 9 v. u. setze (8).

S. 86 Z. 2 v. u. st. hätte l. hatte.

S. 108. Z. 17 st. (!) setze (?).

Die übrigen unbedeutendern Druckfehler, besonders auch diejenigen, welche gegen die Adelung'sche Orthographie verstoßen, beliebe der gütige Leser selbst zu verbessern.

Staatl. Bibliothek Passau

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Aurbacher, Ludwig,

Lehrbuch des deutschen Styles nach einem neuen und einfachen Systeme entworfen ; zum Gebrauche in Gymnasien

Bd.: 2

München 1818

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Pcb (b) 30-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11346559-2